[...]salbibliothek für die Jugend.

# Campe,

## Die Entdeckung von Amerika. I.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

## … für die Jugend.

… r haben heute von
… n Ereignis für
… seit zwanzig Jahren
… iche Schriften, sind
… eine solche Popula-

… freut sich, die Lehrer
… auf ganz empfehlens-
… erlage der Union in
… ', in welcher unsrer
… Auswahl der Bänd-
… agogen und Jugend-
… ohlen werden kann."
… l-Bibliothek für die
… n vor, so daß uns
… dieser Bände ist
… glich zu nennen.
… ratur an Stoffen für
… verschiedenen Stufen-
jahre zubereitet: kleine Erzählungen, Märchen und Sagen, geographische Bilder u. s. w. wechseln mit Bearbeitung berühmter Volksbücher. Die Verlagshandlung hat mit dieser gut ausgewählten Universal-Bibliothek den rechten Weg eingeschlagen."

Der **„Bund"** schreibt: „Wir erlauben uns heute auf eine neue Unternehmung aufmerksam zu machen, nämlich auf die ‚Universal-Bibliothek für die Jugend'. Dreierlei hauptsächlich macht ihren Wert aus: erstlich enthält sie eine beträchtliche Anzahl älterer guter Jugendschriften, sodann macht sie die Anschaffung von Jugendschriften durch eine für deutsche Buchhandelverhältnisse äußerste Billigkeit des Preises leicht möglich; endlich bringt sie neben sehr guten neueren Erzählungen anerkannter Verfasser gewisse beliebte, aber in früherer Gestalt gar zu voluminöse Jugendschriften in konzentrierterer Fassung und sorgfältiger Neubearbeitung."

Die **„Nordd. Allgem. Zeitung"** schreibt: „Eine ungemein reichhaltige Auswahl wirklich gediegener und darum sehr empfehlenswerter Jugendschriften umfaßt die neue ‚Universal-Bibliothek für die Jugend'. Alle die wunderhübschen Erzählungen, Märchen, Fabeln und Gedichte, welche uns selber in der Jugendzeit so prächtig unterhalten, so hoch ergötzt haben, und die in ungeschwächtem Grade auch unsre Kinder interessieren werden, sind hier in äußerst billiger Ausgabe dem Publikum zur Verfügung gestellt, und ist damit, wie wir anerkennen müssen, einem wirklichen Bedürfnisse desselben in dankenswerter Weise entgegengekommen."

Die **„Preuß. Schulzeitung"** schreibt: „— — Die Bearbeitungen sind durchweg gut, alles Anstößige, oder was über das Verständnis der Jugend hinausgeht, ist entfernt oder überarbeitet. — — Darum können wir auch diese kleinen Werke zur Unterhaltung und Bildung für die Jugend empfehlen."

Die Zeitschrift **„Der praktische Schulmann"** schreibt: „Was Reclams Universal-Bibliothek für die Erwachsenen ist, das soll das hier angezeigte Unternehmen für die Jugend werden. Die Auswahl des Gebotenen ist durchaus zu loben; neben Aelterem, wie Beckers Erzählungen aus der alten Welt, Campes Robinson, Hauffs Märchen ꝛc., findet sich auch Neueres von hervorragenden Jugendschriftstellern und Jugendschriftstellerinnen, z. B. von Victor Blüthgen, Franz Bonn, Isabella Braun, Ottilie Wildermuth u. a. Bearbeitungen von Indianergeschichten, wie sie in diesen Bändchen vorliegen, dürfen der Jugend unbedenklich in die Hände gegeben werden; sie sind mit pädagogischem Takt verfaßt und schließen alles für die Jugend Unpassende aus."

Die Zeitschrift **„Quellwasser fürs deutsche Haus"** schreibt: „Diese, wir können sagen, klassische Jugend-Bibliothek hat es in kurzer Zeit bereits auf eine stattliche Reihe von Bändchen gebracht. Sämtliche aufgenommenen Werke sind von berühmten Pädagogen und Jugendschriftstellern ausgewählt, bezw. bearbeitet; und in bunter Reihenfolge werden Bücher für Knaben und Mädchen der verschiedensten Altersklassen geboten. Was je die Kinderwelt entzückt hat und immer aufs neue entzückt, ist hier ebenso zu finden wie Kinderschriften neuesten Datums."

# Universal-Bibliothek für die Jugend.

Eine Auswahl
der besten und bekanntesten Jugendschriften in neuen, illustrierten Ausgaben
zu enorm billigen Preisen (von 20 Pf. an, bis höchstens 1 M. 20 Pf.).

## Verzeichnis
der bis jetzt erschienenen Bände.

| Band | Titel | Geheftet. ℳ ₰. | Gebunden. ℳ ₰. |
| --- | --- | --- | --- |
| Band 1: | **Robinson Crusoë.** Nach dem echten Robinson des Defoë von G. Mensch | — 20. | — 60. |
| „ 2/4: | **Robinson der Jüngere.** Ein Lesebuch für Kinder von J. Campe | — 60. | 1. — |
| „ 5/6: | **Swift, Gullivers Reisen.** Bearbeitet von Fr. Werner | — 40. | — 80. |
| „ 7/8: | **Luise Pichler, Des Dorfes Rose** oder „Aus schwerer Zeit". Erzählung für die reifere Jugend | — 40. | — 80. |
| „ 9/12: | **Wilhelm Hauff, Märchen** | — 80. | 1. 20. |
| „ 13/14: | **G. K. Pfeffel. Ausgew. Fabeln und Gedichte** | — 40. | — 80. |
| „ 15: | **Ottilie Wildermuth, Kleine Geschichten** | — 20. | — 60. |
| „ 16/18: | **Cooper, Der rote Freibeuter.** Bearbeitet von E. Trautmann | — 60. | 1. — |
| „ 19: | **Victor Blüthgen, Harte Steine. Kater Murr.** Zwei Erzählungen | — 20. | — 60. |
| „ 20: | **Gustav Höcker, Hoffart und Demut.** Erzählung aus der Zeit Maria Theresias | — 20. | — 60. |
| „ 21/23: | **Cervantes, Don Quichotte.** Bearb. von Karl Seifart | — 60. | 1. — |
| „ 24/27: | **Ferry, Der Waldläufer.** Bearbeitet v. E. Trautmann | — 80. | 1. 20. |
| „ 28/29: | **Walther, Erzählungen.** (Für Jüngere) | — 40. | — 80. |
| „ 30: | **Gellert, Ausgew. Fabeln und Erzählungen** | — 20. | — 60. |
| „ 31/34: | **Cooper, Lederstrumpf-Geschichten. I.** | — 80. | 1. 20. |
| „ 35/38: | — „ — „ „ II. | — 80. | 1. 20. |
| „ 39: | **Luise Pichler, Märchen** | — 20. | — 60. |
| „ 40/43: | **Oskar Höcker, Der Tyrann der Goldküste** | — 80. | 1. 20. |
| „ 44: | **Franz Bonn, Der Weberhannes. Durchgebrannt!** Zwei Erzählungen | — 20. | — 60. |
| „ 45: | **Mein Bruder und ich.** Nach dem Englischen der Verfasserin des „John Halifax" v. A. Wildermuth | — 20. | — 60. |
| „ 46/48: | **Isabella Braun, Das Geheimnis des Schreibtisches** | — 60. | 1. — |
| „ 49: | **Clara Jäger, Die Meuterer auf Pitcairn. Im bunten Hause.** Zwei Erzählungen | — 20. | — 60. |
| „ 50/51: | **Julie Dungern, Neue Märchen und Sagen** | — 40. | — 80. |
| „ 52: | **C. Michael, Die jungen Lebensretter.** Billy Patterson. Rosa Maria. Zwei Erzählungen | — 20. | — 60. |
| „ 53: | **Isabella Braun, Charles Dickens, genannt Boz.** Ein Lebensbild | — 20. | — 60. |
| „ 54: | **Franz Bonn, Die dumme Lisel. Der Drache von Eßlingen.** Zwei Erzählungen | — 20. | — 60. |
| „ 55/57: | **Richard Roth, Die Nordpolfahrer.** Eine lehrreiche Erzählung für die reifere Jugend | — 60. | 1. — |
| „ 58: | **Oskar Höcker, Elternlos!** | — 20. | — 60. |
| „ 59: | **Clara Jäger, Schauspiele für die Jugend** | — 20. | — 60. |
| „ 60/62: | **K. Fr. Becker, Erzählungen aus der alten Welt.** Neu bearbeitet von Professor Zeller. I. Odysseus | — 60. | 1. — |
| „ 63/65: | — „ — II. Achilles | — 60. | 1. — |
| „ 66/68: | — „ — III. Kleinere Erzählungen | — 60. | 1. — |

| Band | Titel | Geheftet. ℳ | ₰ | Gebunden. ℳ | ₰ |
|---|---|---|---|---|---|
| Band 69/70: | **Der Jugend Fabelschatz.** Eine Auswahl der schönsten Fabeln v. Aesop, Curtmann, Gleim, Grimm, Hagedorn, Lafontaine, Lessing rc., v. Rektor Werther | — | 40. | — | 80. |
| „ 71: | **„Onkel Toms Hütte“** oder „Schwarz und Weiß“. Nach Beecher-Stowe für die deutsche Jugend bearbeitet von A. H. Fogowitz . . . . . | — | 20. | — | 60. |
| „ 72/74: | **Mary und Catherine Lee, Rosamunde Fane** oder Die Gefangenen im St. James-Palast. Für d. deutsche Jug. bearb. v. Marg. Hamann | — | 60. | 1. | — |
| „ 75/76: | **Japhet, der seinen Vater sucht.** Nach Kapitän Marryat f. d. reifere Jug. bearb. v Gust. Höcker | — | 40. | — | 80. |
| „ 77/80: | **Musäus, Volksmärchen der Deutschen.** Für die reifere Jugend bearbeitet von Rektor Werther | — | 80. | 1. | 20. |
| „ 81/84: | **Marryat, Steuermann Ready. Der neue Robinson** oder „Der Schiffbruch des Pacific“. Für die Jugend bearbeitet von Gustav Höcker | — | 80. | 1. | 20. |
| „ 85/87: | **Murray, Prairievogel.** Für die deutsche Jugend bearbeitet von Oskar Höcker . . . . . . . | — | 60. | 1. | — |
| „ 88/90: | **Stanleys Reise durch den dunkeln Weltteil.** Für die Jugend bearbeitet von Richard Roth | — | 60. | 1. | — |
| „ 91/93: | **Die schönsten Märchen** aus **„Tausend und eine Nacht“.** Ausgew. und bearb. von Fr. Werner | — | 60. | 1. | — |
| „ 94: | **Jakob Frey, Geschichten aus der Schweiz** . | — | 20. | — | 60. |
| „ 95/97: | **Der Waldteufel.** Erzählung aus dem Urwalde Kentuckys. Nach Dr. Bird neu für die Jugend bearbeitet von Gustav Höcker . . . . . . | — | 60. | 1. | — |
| „ 98/100: | **Cooper, Conanchet, der Häuptling der Naragansetts.** Bearbeitet von Gustav Höcker . . | — | 60. | 1. | — |
| „ 101/104: | **Gustav Schwab, Deutsche Volksbücher.** I. . . | — | 80. | 1. | 20. |
| „ 105/108: | — „ — „ II. . . | — | 80. | 1. | 20. |
| „ 109/110: | **Andersen, Ausgewählte Märchen.** 1. Sammlung | — | 40. | — | 80. |
| „ 111/112: | **Campe, Die Entdeckung von Amerika.** Bearbeitet von Rektor Dr. Burmann. I. **Christoph Kolumbus** . . . | — | 40. | — | 80. |
| „ 113/114: | — „ — II. **Ferdinand Kortes** . . . . | — | 40. | — | 80. |
| „ 115/116: | — „ — III. **Franz Pizarro** . . . . . | — | 40. | — | 80. |
| „ 117/118: | **C. Proschko, Der Halbmond vor Wien.** Geschichtsbilder . . . . . . . . . . . | — | 40. | — | 80. |
| „ 119: | **H. Jeanrenaud, Der Herzog von Bretagne.** Historische Erzählung . . . . . . . . . | — | 20. | — | 60. |
| „ 120: | **J. v. Wildenradt, Adalbert v. Harras. Occo then Broek.** Zwei Erzählungen . . . . | — | 20. | — | 60. |
| „ 121: | **Marryat, Jakob Ehrlich.** Bearb. v. G. Höcker | — | 20. | — | 60. |
| „ 122: | — „ — **Peter Simpel.** Bearb. von Gust. Höcker | — | 20. | — | 60. |
| „ 123: | **August Becker, Geschichten und Märchen** . . | — | 20. | — | 60. |
| „ 124/125: | **Knighton, Erzählungen eines alten Seefahrers** | — | 40. | — | 80. |
| „ 126/128: | **Marryat, Die Ansiedler in Kanada.** Bearbeitet von Gustav Höcker . . . . . . . . | — | 60. | 1. | — |
| „ 129: | **Luise Pichler, Deutsches Heldentum.** Vaterländische Schauspiele für die Jugend . . . | — | 20. | — | 60. |
| „ 130/131: | **Richard Roth, Die Römer in Deutschland.** Geschichtsbilder . . . . . . . . . . . | — | 40. | — | 80. |
| „ 132: | **Plieninger, Die schönsten Erzählungen des Weisseschen Kinderfreundes** . . . . . | — | 20. | — | 60. |
| „ 133: | **Neumann-Strela, Kaiser Wilhelm** . . . . | — | 20. | — | 60 |
| „ 134/136: | **Plieninger, Vom schwarzen Kontinente** . . | — | 60. | 1. | — |

(Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.)



Kolumbus im Kerker.

Universalbibliothek für die Jugend.

# Die Entdeckung von Amerika.

Der Jugend erzählt

von

Joachim Heinrich Campe.

Neue, umgearbeitete Ausgabe

in drei Teilen

von

Dr. K. Burmann,
Rektor in Schwerin a. W.

Erster Teil:

## Christoph Kolumbus.

Mit drei Illustrationen und einer Karte.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Sämtliche in die „Universal-Bibliothek für die Jugend“ aufgenommenen Werke sind von bewährten Pädagogen und Jugendschriftstellern ausgewählt, resp. bearbeitet.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

# Vorwort.

Ein Lieblingsbuch unsrer Jugend ist die Campesche Entdeckung von Amerika. In der Form aber, in welcher das Buch von dem berühmten Jugendschriftsteller vor hundert Jahren geschrieben wurde, ist es von unsrer Jugend nicht mehr zu lesen. Um es derselben zu erhalten, hat es in neuerer Zeit Prof. Dr. Adam Pfaff in Schaffhausen umgearbeitet. Diese Umarbeitung ist eine äußerst verdienstvolle Leistung, aber es scheint mir, als ob sie eine andre Bearbeitung von andern Gesichtspunkten aus nicht überflüssig macht. Eine solche übergebe ich der lesenden Jugend und bemerke zu derselben folgendes:

Benutzt habe ich bei der Bearbeitung des Werkes, um viele Thatsachen richtiger darzustellen, als es Campe hat thun können: O. Peschel: Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. — W. H. Prescott: Geschichte der Regierung Ferdinands und Isabellas der Katholischen von Spanien. Zwei Bände. — W. H. Prescott: Geschichte der Eroberung von Mexiko mit einer einleitenden Uebersicht des früheren mexikanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Fernando Cortez. Zwei Bände. — W. H. Prescott: Geschichte der Eroberung von Peru mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inkas. Zwei

Bände. Diese Werke habe ich jedoch nicht so vielfach herangezogen, als es Pfaff gethan hat, namentlich habe ich die Namen, welche die Leser doch nicht behalten, dieselben höchstens verwirren, möglichst gespart. Was nützen die vielen Namen der Häuptlinge und Städte um Mexiko, ohne deren Erwähnung die Geschichte schlicht erzählt werden kann?

Die dialogische Form habe ich gänzlich aufgegeben und deshalb die einzelnen Abschnitte nicht Erzählungen, sondern Kapitel genannt. Alle Betrachtungen, die Campe mit den Kindern angestellt hat, habe ich gestrichen, ebenso die Erörterungen über die Längen- und Breitengrade, Passatwinde und dergl. Die kleineren Entdeckungen habe ich nur so weit erwähnt, als es Campe gethan hat. Ich glaube, daß der Abschnitt, der diese patres minorum gentium behandelt, den Pfaff mit bedeutendem Fleiße erweitert hat, die Jugend wenig interessieren wird, weil er zu viel Namen enthält, die schnell vergessen werden.

In der Darstellung habe ich mich bemüht, was den Stil anlangt, weniger ungenau zu sein, als es zu Campes Zeit Sitte war und Pfaff öfter beibehalten hat. Sollten dennoch stilistische Ungenauigkeiten stehen geblieben, meiner Aufmerksamkeit entgangen sein, so bin ich der Nachsicht der Pädagogen gewiß, die ja wissen, wie leicht Fehler übersehen werden können.

Möge das Buch in dieser neuen, von der Pfaffschen Bearbeitung bedeutend abweichenden Form unsrer lieben Jugend Nutzen bringen.

Dr. K. Burmann.

# Inhalt.

## Erstes Kapitel.

Seefahrten der Portugiesen. Die Jugendjahre des Kolumbus. Ankunft in Lissabon.

Nicht die alten Griechen allein fabelten im Altertume von einem Lande im Atlantischen Ozean, von Inseln jenseits der Säulen des Herkules, der Meeresstraße, die jetzt die Straße von Gibraltar heißt; auch die Sagen andrer Völker berichten von jenem Lande, in dem nur glückliche Menschen wohnen. Die Inseln der Glückseligen verlegt der griechische Dichter in den Ozean, der die damals bekannte Erde umgibt. Durch die Erzählungen der Römer zieht sich der Glaube an ferne Länder im Westen und im christlichen Mittelalter erhielten sich die alten Sagen lebendig. Von manchem Abenteurer wird erzählt, daß er die Inseln der Glückseligen gesucht habe, aber nicht in seine Heimat zurückgekehrt sei.

Zaghaft mußten die mittelalterlichen Seefahrer sein, weil sie sich auf offenem Meere nicht zurechtfanden und sich deshalb stets in der Nähe der Küsten halten mußten. Am weitesten wagten sich im 14. Jahrhundert über die Meerenge von Gibraltar hinaus die Genuesen und die Venezianer, deren Städte damals infolge des ausgedehntesten Handels in hoher Blüte standen. Aber das Ziel jener kühnen italienischen Kaufleute lag nicht im Süden der Straße, die den Atlantischen Ozean mit dem Mittelländischen Meere verbindet, sondern im Norden derselben; denn es steht fest, daß Venezianer im Jahre 1318 mit ihren Schiffen die Messen von Antwerpen beschickten.

Fast gleichzeitig mit diesen Unternehmungen der Italiener nach Norden hin finden Versuche der Portugiesen statt, einen Seeweg nach dem reichen Indien zu entdecken. Die portugiesischen Schiffe werden um diese Zeit fast nur von Italienern befehligt. Auch Genuesen unternahmen selbständig Entdeckungsfahrten. Zwei Schiffe, welche am Schluß des dreizehnten Jahrhunderts durch die Straße von Gibraltar fuhren, um Indien zu finden, kehrten nicht zurück. Eine genuesische Flotte entdeckte zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die Kanarischen Inseln, und die Seefahrer erzählten, daß diese Inseln die glücklichen nicht sein, nicht heißen könnten. Noch vor dem Jahre 1335 kehrten portugiesische Schiffe von den bereits entdeckten Kanarien mit Landesprodukten und geraubten Menschen nach Lissabon zurück. Im Juli 1341 erreichten zwei wohlbewaffnete große Schiffe und ein Boot unter Anführung eines Genuesen und eines Florentiners von Lissabon aus in fünf Tagen die Kanarien. Bis zum November hielten sie sich auf den Inseln auf. Aus den Berichten der Unternehmer erfahren wir, daß die Europäer am längsten auf Teneriffa verweilten, wo sie beinahe nackte, aber streitbare Eingeborene fanden, die in steinernen Häusern lebten, Ackerbau trieben und vor Götzenbildern beteten. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts suchten dreizehn Ordensbrüder die Einwohner der großen Kanarischen Insel zu bekehren, aber sie wurden von den Wilden erschlagen.

Um diese Zeit wurden auch die Insel Madeira und die Azoren entdeckt; aber weder diese noch die Inseln des grünen Vorgebirges waren bevölkert. Nur auf den Kanarien fand man Bewohner, welche Guanchen genannt wurden. Diese Guanchen wohnten auf sieben Inseln und hatten, da sie keine Fahrzeuge besaßen, fast keinen Verkehr miteinander, und so kam es, daß die Einwohner der einen Insel nicht immer die der benachbarten verstanden: so abweichend waren die Mundarten voneinander, die dort gesprochen wurden. Auf den östlichen Inseln wurde Weizen und Gerste gebaut, auf Gomera und Palma dagegen hausten die Einwohner nackend in Höhlen, nährten sich von Wurzeln und Ziegenmilch und wurden nur durch Steinwürfe und ihre mit Hörnern gespitzten Speere dem Angreifer gefährlich. Am weitesten

waren die Bewohner auf der großen Kanaria vorgeschritten, denn dort bestanden zwei Hauptstädte und 33 Ortschaften. Zwei Könige befehdeten einander. Nur mit vieler Mühe konnten die streitbaren Guanchen unterworfen werden, denn sie kletterten mit der Sicherheit der Ziegen und waren so starke Läufer, daß sie einen fliehenden Hasen erreichen konnten. Ueber ihre Herkunft gefragt, sagten sie: „Nach den Ueberlieferungen unsrer Vorfahren setzte Gott uns auf die Inseln, ließ uns hier zurück und hat uns dann vergessen.“

Bedeutende Fortschritte machten die Unternehmungen der Portugiesen zur See durch die Thätigkeit und den Eifer des Infanten Heinrich, des dritten Sohnes des Königs Johann I., den die Nachwelt Heinrich den Seefahrer genannt hat. Wenig verriet sein eckiges Gesicht die innere Größe, nur der gelassene, klare Blick verkündigte Ausdauer bei reifen Vorsätzen. Kein Wein kam über seine Lippen. Schüchterte auch sein Anblick bei der ersten Annäherung ein, so konnte sich doch keiner seiner Beleidiger rühmen, ihm ein rohes Zorneswort entlockt zu haben. Seine reichen Einkünfte verwandte er auf Entdeckungen und Eroberungen an der Westküste Afrikas. Im Herbste 1415 begannen die Fahrten der portugiesischen Entdecker, doch kehrten die ersten Seefahrer sämtlich vor Kap Bojador um, weil sie die Brandung eines weit vorspringenden Riffes fürchteten und sich noch nicht in die offene See wagten. Als dann vier Jahre später zwei Entdecker vom Sturm aufs hohe Meer getrieben wurden, fanden sie die von den Italienern bereits entdeckte Insel Porto Santo und von dort aus Madeira, d. h. die Waldinsel. Erst im Jahre 1434 wurde nach vielen vergeblichen Versuchen von einem kühnen Manne, der den Infanten Heinrich gekränkt hatte und wieder versöhnen wollte, das Kap Bojador umschifft. Der Seefahrer brachte in irdenen Geschirren Blumen heim, um zu beweisen, daß auch jenseits des gefürchteten Vorgebirges nicht aller Blumenschmuck fehlte. In den folgenden Jahren wurden die Unternehmungen fortgesetzt. Immer weiter drangen die Portugiesen vor und brachten ihrem Herrn einst Fischernetze mit, die sie den Eingebornen fortgenommen hatten; sie wollten beweisen, daß das Land auch jenseits des Vorgebirges von Bojador bewohnt ist. Bald

stieß man auf Gegenden, in denen sich Goldstaub fand und andre wertvolle Produkte. Erfolge wurden erzielt, die für die Ehre des Infanten geradezu notwendig waren. Denn man berechnete schon die ungeheuren Ausgaben und die unsäglichen Mühen, welche die Entdeckungsreisen verursachten, und fand, daß der Ertrag in keinem Verhältnis zu dem Aufwande stehe. An den wissenschaftlichen Wert, den die Reisen hatten, dachte man natürlich nicht. Nun aber wurden die Fahrten über das Kap Bojador hinaus zu einem einträglichen Geschäft, besonders da manche Schiffe auch mit reicher Sklavenfracht heimkehrten; denn des Menschenraubes schämten sich damals die Europäer nicht, sie gingen ohne Scheu auf Menschenbeute und hatten Hunde zum Menschenfang abgerichtet, es fehlte ihnen der sittliche Abscheu vor der Knechtung ihrer Mitmenschen, ja sie fanden es natürlich, daß Gott ihr Bemühen der Jagd mit Erfolg segnete, wie uns ein Schriftsteller aus dem Jahre 1444 berichtet mit den Worten: „Endlich gefiel es Gott, dem Belohner guter Thaten, für die mannigfachen in seinem Dienste erlittenen Drangsale ihnen einen siegreichen Tag, Ruhm für ihre Mühen und Ersatz für ihre Kosten zu gewähren, denn an Männern, Frauen und Kindern wurden zusammen 165 Stück gefangen." Die Vorsehung sollte also nach damaliger Anschauung Anteil an dem Raube der Menschen als Mitschuldige nehmen.

Eine wichtige Entdeckung im Jahre 1445 zerstörte manche irrige Vorstellung. In diesem Jahre nämlich drang Diniz Dias weiter nach Süden vor als je ein Seefahrer vor ihm gekommen war; er eilte vorüber am Kap Blanco, gelangte an den Südrand der großen Wüste, fand die Gestade wieder mit Palmen geschmückt und Bewohner von schwarzer Hautfarbe an denselben. Das Vorgebirge, bis zu dem er vordrang, erhielt von ihm den sinnvollen Namen des grünen Vorgebirges. Diese Entdeckung vernichtete die Irrlehre, daß der tropische Erdgürtel unbewohnbar sei. Schon Aristoteles hatte behauptet, daß die Räume innerhalb der Wendekreise unbelebt sein müßten, weil die verzehrende Glut der senkrechten Sonnenstrahlen keine Pflanzendecke dulde. Andre Gelehrte wie Ptolemäus waren derselben Meinung, und diese

irrige Vorstellung herrschte im Anfang des 15. Jahrhunderts noch allgemein, so daß durch dieselbe mancher kühne Mann entmutigt wurde. Welches Erstaunen mußte demnach der Bericht eines Portugiesen verursachen, in welchem es heißt: „Das alles schreibe ich mit Verlaub Seiner Gnaden des Ptolemäus, welcher recht gute Sachen über die Einteilung der Welt hat verlauten lassen, aber in einem Stücke sehr fehlerhaft dachte. Er zerlegt die ihm bekannte Welt in drei Teile, nämlich in den bewohnten mittleren, in den arktischen wegen seiner Kälte, und in den tropischen, wegen seiner Gluthitze unbewohnbaren Gürtel. Nun hat sich aber das Gegenteil bestätigt: Zahllos wohnen am Aequator schwarze Völkerschaften, und zu unglaublichem Wuchs erheben sich die Bäume, denn gerade im Süden steigert sich die Kraft und Fülle des Pflanzenwuchses, wenn auch die Formen fremdartig gestaltet sind."

Noch in demselben Jahre (1445) wurde auf einer zweiten Seereise der Senegal entdeckt, bei dem Diniz Dias vorübergesegelt war, ohne ihn zu finden; man erklärte den Fluß für einen Gabelarm des ägyptischen Niles. Leider erlitten die Portugiesen im folgenden Jahre einen bösen Unfall an der afrikanischen Küste, denn zwei ihrer Schiffe hatten sich zu weit vorgewagt, den Negern zu viel getraut und waren mit einem Schauer vergifteter Pfeile bedeckt worden. Die verwundeten Entdecker starben bis auf einen Notar und vier Schiffsjungen, die Lissabon nach vollen zwei Monaten erreichten, ohne etwas andres als Himmel und Wasser gesehen zu haben.

Keineswegs hielt dieses Mißgeschick die mutigen Seefahrer zurück, fernere Fahrten zu unternehmen, immer weiter drangen sie über das grüne Vorgebirge hinaus vor, obgleich sie mehr als alles Ungemach und alle Gefahren des Meeres die vergifteten Pfeile der Neger fürchteten.

Auch die Azoren wurden um diese Zeit von den Portugiesen besetzt und bevölkert, denn so völlig unberührt von Menschen waren bis dahin diese Inseln geblieben, daß die Vögel noch arglos sich mit Händen greifen ließen. Heinrich, der Infant, verschenkte die neuentdeckten Inseln an die Unternehmer und Entdecker als erbliche Lehen; die belehn-

ten Edelleute zogen dann Auswanderer aus ihrer Heimat nach sich.

Aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, aus der Regierungszeit des Königs Alfons V., haben wir nur dürftige Nachrichten über den Fortschritt der portugiesischen Entdeckungen; man unterließ es sogar, die Folge der Unternehmungen niederzuschreiben, nur aus fremden Quellen schöpfen wir Kunde über das weitere Vordringen der Portugiesen.

Die Seefahrer drangen in die großen Ströme des westlichen Afrika, wie in den Gambia ein, fuhren weite Strecken stromaufwärts, um mit den Karawanen des Sudan Geschäfte abzuschließen. So trat die europäische Welt von der Atlantischen Küste aus in Handelsbeziehungen mit den großen Reichen Innerafrikas.

Am 13. November 1460 starb der Infant Heinrich und mit ihm die eigentliche Triebkraft der Entdeckungen Portugals. Die Geschichte ehrt ihn mit dem Beinamen des Seefahrers, obgleich er persönlich nie an den Entdeckungen teilnahm. Unter seiner Leitung wurden die Portugiesen, die vor seiner Zeit am Kap Bojador zaghaft umzukehren pflegten, die unerschrockensten Seeleute; bei seinen Lebzeiten rückten die Entdeckungen mit der Geschwindigkeit fallender Körper vor, aber Alfons V. begann träge vom Erbteile des Infanten zu zehren, er dachte nicht an neue Unternehmungen, da ihm die geschaffenen Anlagen eine bedeutende Pacht einbrachten, denn reichen Ertrag gewährten die Zuckerplantagen auf Madeira, Sklaven wurden gegen Pferde eingetauscht, Goldstaub, Moschus, Elfenbein und Ingwer lieferten die Küsten.

Trotzdem die Seefahrer bei ihrem Fürsten wenig Interesse für ihre Bemühungen fanden, drangen sie doch allmählich weiter nach Süden vor. Noch vor dem Ende des 15. Jahrhunderts fanden sie den Zaire, den Congo unsrer Karten. König Johann II. zeigte wieder wie der Seefahrer Heinrich Lust und Liebe für die Schiffahrt und für die Wissenschaften, welche dem Seefahrer bei seinen Fahrten dienlich sind. Auf seine Veranlassung verließ Bartholomäus Dias zu Ende Juli oder zu Anfang August 1486 mit zwei kleinen Fahrzeugen und einem Vorratsschiff die portugiesische Hauptstadt, drang nach Süden vor, ließ die Congo-Mündung hinter

sich, suchte, weil widrige Winde ihn heimsuchten, die hohe See auf, wurde drei Tage vom Sturme hin und her geworfen und fand, daß die Küste Afrikas zu seiner Linken verschwunden war: er hatte die Südspitze des dunkeln Erdteils umschifft, erst als er die Richtung nach Norden nahm, fand er Land. Aber die Mannschaft wurde zaghaft und begehrte stürmisch die Rückkehr, der Führer konnte die Leute endlich nicht mehr besänftigen, mit kummervollem Herzen trat er die Rückfahrt an, fuhr um die geheimnisvolle Südspitze von Afrika, die er das stürmische Vorgebirge (Tormentoso) nannte, einen Namen, den König Johann II. in den des Vorgebirges der guten Hoffnung änderte, und erreichte im Dezember 1487 die Heimat nach einer Abwesenheit von sechzehn Monaten und siebzehn Tagen. Die Früchte seiner bedeutenden Entdeckung durfte Dias nicht einernten; die portugiesische Krone übergab ihm nicht zum zweitenmal das Kommando eines Geschwaders. Als einfacher Schiffskapitän durfte er unter Kabral an der Entdeckung Brasiliens teilnehmen, auf der Ueberfahrt nach dem Kap der guten Hoffnung fand er bei dem furchtbaren Sturme am 23. Mai 1500 in den atlantischen Wellen sein Grab.

Noch bevor Dias das Kap der guten Hoffnung umschiffte, erschien bei dem Könige Johann II. ein Italiener mit Namen Cristoforo Colombo, der sich später, als Spanien die Heimat seiner Wahl geworden war, Colon nannte; am gewöhnlichsten wird der Mann mit der lateinischen Form seines Namens Kolumbus genannt.

Dieser merkwürdige Mann wurde wahrscheinlich im Jahre 1456 in Genua geboren. Genuesische Zeitgenossen versichern, daß sein Vater ein Tuchweber war. Dieser Mann, der den Vornamen Domenico führte, hatte vier Kinder, nämlich drei Söhne, Cristoforo, Bartolomeo und Giacomo (Diego) und eine Tochter, von der man nur weiß, daß sie einen Viktualienhändler heiratete. Christoph äußerte von früher Jugend eine große Neigung zum Seewesen.

Schon als Knabe zeigte er die hoffnungsvollsten Anlagen zu allen den großen Eigenschaften, die zu einem geschickten Seemann, sowie zu einem braven Mann überhaupt, erforderlich sind. Er war beherzt und munter, liebte nicht

die träge Ruhe und weibische Gemächlichkeit, verschmähte frühzeitig alle Leckereien, die zwar den Gaumen kitzeln, aber auch die Gesundheit schwächen, er war ein Feind des Müßigganges, sein eifrigstes Bemühen ging dahin, daß er sich möglichst viel Kenntnisse sammelte, durch die er sich seinen Mitmenschen einstmals nützlich machen könnte.

In kurzer Zeit erlernte er von der lateinischen Sprache, in der damals fast alle wissenschaftlichen Bücher geschrieben waren und die deshalb ein Jüngling der Wissenschaften noch weniger entbehren konnte, als es heut möglich ist, so viel, daß er zu den Wissenschaften selbst geführt werden konnte. Sein Vater, der wahrscheinlich ziemlich begütert war, schickte ihn auf die Universität nach Pavia, wo er sich eingehend mit der Erdbeschreibung, Meßkunst, Astronomie (Sternkunde) und dem Zeichnen beschäftigte. Schon im Alter von vierzehn Jahren hatte er sich so viel Kenntnisse gesammelt, daß er wußte, was ein Schiffskapitän wissen muß, und er zur See gehen konnte. Alle seine Bemühungen richteten sich fortan auf die Erforschung des Meeres und der Wege, die durch dasselbe hindurchführen. So bewährt sich auch an Kolumbus das Wort: „Was ein guter Haken werden will, das krümmt sich bei Zeiten.“ Er strebte danach, ein tüchtiger Seemann zu werden, und deshalb war er von frühester Jugend unablässig auf den Gebieten thätig, die einem Seefahrer bekannt sein müssen.

Unser junger Held that seine ersten Seedienste auf dem Mittelländischen Meere, weil die Schiffahrt seiner Landsleute damals noch nicht viel weiter ging. Aber das war ein viel zu kleiner Kreis für einen Geist, der vor Begierde brannte, etwas zu leisten, was noch kein andrer vor ihm geleistet hatte. Er suchte also Gelegenheit zu weitern Seereisen und fand sie. Nach einer Reise in den nördlichen Ozean, auf der er bis nach Island kam und reiche Erfahrungen sammelte, trat er in die Dienste eines seiner Verwandten, eines Seekapitäns, der auf seine eigene Kosten einige Schiffe ausgerüstet hate, mit denen er bald gegen die Venezianer, bald gegen die Türken kreuzte, d. h. bald den Schiffen der Venezianer, bald denen der Türken auflauerte und sie fortzunehmen suchte.

Auf einer solchen Fahrt hätte der junge Kolumbus beinahe sein edles Leben eingebüßt, wenn die Vorsehung es nicht zu etwas Wichtigerem hätte erhalten wollen. In einem hartnäckigen Gefechte mit den Venezianern, in welchem unser junger Held ein Muster von Tapferkeit war, geriet das Schiff, welches er anführte, zugleich mit dem feindlichen Schiffe, welches er fest geentert hatte, in Brand.

Kolumbus befand sich in entsetzlicher Lage, aber er behielt auch in dieser augenscheinlichen Todesgefahr seine ganze Unerschrockenheit, seine ganze Gegenwart des Geistes. Mutig stürzte er sich hinab ins Meer, erhaschte ein schwimmendes Ruder, und indem er sich mit Hilfe desselben das Schwimmen erleichterte, so erreichte er endlich glücklich die Küste, welche zwei Seemeilen weit entfernt war.

Es war die Küste von Portugal, auf die er sich rettete; und er nahm daher, sobald er sich wieder erholt hatte, den Weg nach der Hauptstadt dieses Landes, nach Lissabon.

Dieser Umstand trug vermutlich viel zur Bestimmung seiner nachherigen großen Laufbahn bei; denn hier, in der Hauptstadt der Portugiesen, erwarben ihm seine Kenntnisse und Fähigkeiten bald die Freundschaft vieler Seeleute von Verdienst, in deren Gesellschaft oft von dem Plane geredet wurde, den man sich zur Endeckung eines Weges gemacht hatte, auf dem man ganz zur See bis Ostindien fahren könnte.

Nun mußte sich ein Umstand ereignen, der unsern Kolumbus seiner großen Bestimmung ein gut Teil näher brachte. Er verheiratete sich nämlich mit der Tochter eines Seekapitäns, welcher einer der ersten Entdecker der Inseln Porto Santo und Madeira gewesen war, mit der Donna Felipa, der Tochter des Perestrello, dessen Großvater mit Porto Santo belehnt worden war. Kolumbus bekam jetzt die Tagebücher und Seekarten seines erfahrenen Schwiegervaters in die Hände; und indem er Tag und Nacht in denselben studierte, wurde seine Neigung und seine Begierde, jene neuentdeckten Inseln selbst zu besuchen, von Tage zu Tage unwiderstehlicher. Er begab sich also wieder zu Schiffe, unternahm eine Reise nach Madeira und trieb daselbst einige

Jahre lang einen einträglichen Handel, indem er bald die Kanarischen Inseln, bald die Küste von Afrika und bald die Azoren besuchte.

---

## Zweites Kapitel.

Kolumbus wird mit seinen Plänen in Lissabon abgewiesen. Er geht nach Madrid und findet dort bei Ferdinand und Isabella endlich Gehör, nachdem er manche Kränkung standhaft ertragen hat.

Während der kleinen Seereisen, die Kolumbus von den Kanarischen Inseln aus anstellte, trug er sich immer mit einem großen Gedanken herum, der in seinem unternehmenden Geist schon zu Lissabon entstanden war.

„Wie?" dachte er oft bei sich selbst, „sollte es zur See denn keinen nähern Weg nach Indien geben, als den um Afrika herum, den die Portugiesen aufsuchen? Wie? wenn man von hier aus immer gerade gegen Westen quer über das Atlantische Weltmeer hinschiffte, sollte man da nicht endlich auch an ein Land kommen, das entweder Indien selbst wäre, oder doch mit diesem Lande zusammen hinge? Ist nicht die Erde rund? Wenn sie aber rund ist, sollte Gott nicht auch auf der andern Seite derselben ein Land erschaffen haben, auf dem Menschen und andre Geschöpfe leben können? Ist es wohl wahrscheinlich, daß diese ganze andre Halbkugel vom Meer bedeckt ist? Nein, nein. Indien ist gewiß ein größeres Land als die Leute glauben, und es erstreckt sich vermutlich weit, weit gegen Osten nach Europa her. Wenn man also nur immer gegen Westen segelte, so würde man gewiß zu jenem Lande kommen."

Dies war der erste Grund zu seiner Vermutung, daß es auf der andern Seite der Erde wohl auch noch ein Land geben müsse. Aber es war nicht der einzige. Verschiedene andre Ueberlegungen und Beobachtungen bestärkten ihn in seiner Meinung. Dazu gehörten denn vornehmlich folgende Umstände:

Ein portugiesischer Schiffer war einmal auf dem Atlantischen Meere ungewöhnlich weit westwärts gesegelt, und

da hatte er ein in der See schwimmendes, künstlich geschnitztes Holz aufgefangen. Dieses Holz aber war ihm durch einen Westwind zugeführt worden. Er schloß also aus dieser Thatsache, daß es nach Westen hin ein von Menschen bewohntes Land geben müsse.

Ferner hatte der Schwager des Kolumbus auf einer ähnlichen Fahrt gegen Westen, von der Insel Madeira aus, gleichfalls ein auf ebendieselbe Weise bearbeitetes Stück Holz gefunden, und auch dieses war durch einen Westwind herbeigeführt worden.

Auch an den westlichen Küsten der Azoren hatte man von Zeit zu Zeit ausgerissene Bäume von einer bisher unbekannten Art gefunden, welche gleichfalls vom Westwinde herbeigetrieben worden waren. An denselben Küsten wurden sogar einmal die Leichname zweier Männer von dem Meere ausgeworfen, die eine ganz besondere Bildung hatten, so daß sie weder den Europäern, noch den Leuten aus Asien oder Afrika ähnlich sahen.

Kolumbus sammelte alle diese Beobachtungen sorgfältig, dachte Tag und Nacht über dieselben nach, verglich mit diesen Ergebnissen die Nachrichten von Indien, die er bei alten und neueren Schriftstellern fand, und seine Vermutung, man müsse, wenn man kühn nach Westen segle, auf ein Land stoßen, wurde zur festesten Ueberzeugung.

Dennoch vergaß er nicht, daß Irren menschlich ist, und daß vier Augen mehr sehen können, als zwei. Er setzte also ein bescheidenes Mißtrauen in seine eigenen Ansichten und zog einen Mann zu Rate, dessen Klugheit und Gelehrsamkeit damals mit Recht hochgeschätzt wurde. Dieser Gelehrte war der Florentiner Arzt Toskanelli, der im Jahre 1397 geboren, damals hochbetagt war, aber schon dem Könige Alfons V. die Ueberfahrt über den Atlantischen Ozean nach Ostasien für ausführbar erklärt und eine Karte nach Lissabon geschickt hatte, aus welcher man sich über die Länge und Wahl des Weges unterrichten sollte.

Toskanelli billigte die Gründe des Kolumbus und gab dem unternehmenden Mann manchen guten Rat und bat ihn, seine Pläne sobald als möglich zur Ausführung zu bringen.

Nun war Kolumbus völlig entschlossen, die Unternehmung ins Werk zu setzen. Aber sie erforderte eine Zurüstung, welche sein Vermögen bei weitem überstieg. Die Sache mußte also irgend einem Staate zur Ausführung angetragen werden. Welchem sollte er nun den Vorzug geben?

Er besann sich keinen Augenblick, sondern entschied sich dahin, die Vorteile seiner künftigen Entdeckungen lieber seinem Vaterlande, als irgend einem andern Staate zuzuwenden. Er legte also dem Rate von Genua den von ihm aufgesetzten Plan vor und bat um die nötige Unterstützung zur Ausführung desselben. Allein der Rat von Genua begriff die Wichtigkeit der von Kolumbus angeführten Gründe nicht, hielt den großen Mann für einen unerfahrenen Menschen und wies ihn mit seinem Anerbieten ab.

Kolumbus ließ sich dadurch nicht abschrecken. Da er den Pflichten gegen sein Vaterland nachgekommen war, so wandte er sich nunmehr nach Lissabon, um seinen Plan einem Hofe vorzulegen, der sich eben damals in Unternehmungen dieser Art mehr als irgend ein andrer hervorgethan hatte. Er erschien also bei dem Könige Johann II. und trug ihm und seinen Räten die Ergebnisse seines langjährigen tiefen Nachdenkens vor. Hier wurden seine Vorschläge mit größter Aufmerksamkeit angehört, aber nachdem man den ganzen Plan, den er zu befolgen dachte, nach und nach herausgelockt hatte, machte man sich der niederträchtigsten Verräterei gegen ihn schuldig.

Man beschloß nämlich, ihm die Ehre der großen Entdeckungen, die er machen wollte, zu rauben, rüstete in der Geschwindigkeit ein Schiff aus und trug einem andern Seekapitän auf, dasjenige auszuführen, was Kolumbus entworfen hatte.

Dieser segelte ab. Allein da er nicht von dem Geiste und dem Mute desjenigen, dessen Person er ersetzen sollte, beseelt war, so gab er nach einer kurzen westlichen Fahrt alle Hoffnung eines glücklichen Erfolges auf und kehrte mißmutig und verzagt nach Lissabon zurück.

Kolumbus empfand den tiefsten Unwillen über diese Verräterei, verließ einen Hof, an dem er so unwürdig be-

handelt worden war, und wandte sich mit seinem Sohne Diego nach Madrid.

In Lissabon hielt ihn, da seine Gattin bereits gestorben war, nichts mehr zurück. Da er aber besorgen mußte, daß sein Vorschlag auch von dem spanischen Hofe verworfen werden könnte, so schickte er seinen Bruder Bartholomäus, dem er alle seine Gedanken mitgeteilt hatte, nach England, damit er versuche, ob er nicht dort etwas für ihn ausrichten könnte.

In Spanien herrschte damals — im Jahre 1484 — Ferdinand von Aragonien, dessen argwöhnische und behutsame Gemütsart ihn abgeneigt machte, irgend etwas zu unternehmen, dessen Ausgang noch einigem Zweifel unterworfen war. Seine Gemahlin, Isabella von Kastilien, war zwar unternehmender als er, allein sie hing ganz von ihrem Gemahle ab und pflegte sich in nichts einzulassen, was nicht seinen Beifall hatte.

Unglücklicherweise war der König von Spanien damals gerade in einen Krieg mit den Mauren verwickelt, die noch in Granada wohnten: bis dahin waren die Eindringlinge bereits zurückgedrängt worden. Was konnte Kolumbus unter solchen Umständen von dem Könige hoffen?

Dennoch wurde er von Ferdinand und Isabella mit vieler Achtung aufgenommen und mit vieler Aufmerksamkeit angehört. Allein ehe man sich auf die eine oder andre Weise gegen ihn erklärte, fand man es für gut, seinen Plan Leuten zur Untersuchung vorzulegen, denen unglücklicherweise alle zur Prüfung desselben erforderliche Einsichten gänzlich fehlten. Diese machten dem armen Kolumbus die abgeschmacktesten Einwendungen. Der eine behauptete, daß das Meer zwischen Europa und Indien so unermeßlich groß sei, daß man bei der glücklichsten Fahrt wenigstens drei Jahre brauchen würde, um von Europa aus nach dem nächsten festen Lande zu segeln. Ein andrer berief sich auf die Rundung der Erde und meinte, wenn man gegen Westen segeln wollte, so würde man beständig bergunter fahren; wollte man dann wieder umkehren, so würde man gezwungen sein, bergauf zu steigen, was doch nimmermehr gelingen würde, der Wind möchte auch noch so günstig sein. Wieder andre waren

unverschämt genug, ihn zu fragen, ob er sich denn allein für weiser als alle die Millionen Menschen hielte, die vor ihm gelebt hätten; wenn es wirklich auf der andern Seite der Erde auch ein Land gäbe, ob dieses denn wohl so viele Jahrhunderte lang hätte verborgen bleiben können.

Kolumbus hatte seine ganze Standhaftigkeit nötig, um den Unverstand und Stolz dieser seiner Richter zu ertragen. Dennoch ertrug er sie mit einer Gelassenheit, die Bewunderung verdient, und beantwortete jeden, auch noch so thörichten Einwurf mit ehrerbietiger Ernsthaftigkeit. Allein was half es ihm? Nachdem er sich fünf Jahre vergeblich bemüht hatte, diese unwissenden Leute von der Richtigkeit der Ergebnisse seiner Forschungen zu überzeugen, hatte er die große Kränkung zu erfahren, daß man dem Könige den allernachteiligsten Bericht abgestattet hatte. Er erhielt vom Hofe den abweisenden Bescheid, daß man, solange der Krieg mit den Mauren dauere, sich in keine andre Unternehmung einlassen könne.

Abermals war Kolumbus um seine Hoffnungen betrogen und hatte viel Zeit verloren, aber er beharrte mit unglaublicher Standhaftigkeit bei seinem Plane. Weit entfernt also, von seiner kühnen Unternehmung abzustehen, wandte er sich vielmehr an zwei spanische Herzoge, welche Reichtum genug besaßen, um ein kleines Geschwader zu einer Entdeckungsreise ausrüsten zu können. Allein auch bei diesen fand er entweder nicht Glauben oder nicht Mut genug; sie glaubten sich nicht in eine Unternehmung einlassen zu dürfen, die für die Krone zu kostspielig und gewagt zu sein schien. Kolumbus wurde abermals abgewiesen. Er verschmerzte den Verdruß, sich und seinen gründlichen Plan verkannt, verschmäht zu sehen. Ohne noch Zeit auf fernere Bewerbungen zu verwenden, schickte er sich an, Spanien mit schwerem Herzen Lebewohl zu sagen (1491) und dem Könige von Frankreich seine Vorschläge zu machen, von dem er ein aufmunterndes Schreiben erhalten hatte, während er am spanischen Hofe zurückgehalten worden war.

Mit seinem Sohne Diego machte sich Kolumbus auf die Reise nach Frankreich. Als er an den belebten Hafenort Palos kam, klopfte er an die Pforte eines Franziskaner-

klosters und bat den Pförtner um Brot und einen Trunk Wasser für den erschöpften Knaben. Den fremden Wanderer bemerkt der gelehrte Bruder Juan Perez de Marchena, der den Titel eines Beichtvaters der Königin führte. Er läßt sich mit Kolumbus in ein Gespräch ein. Der Seemann erzählt alsbald mit lebhafter Gesprächigkeit von seinen Plänen und seinem Unglück. Der Mönch hört den Auseinandersetzungen und Erörterungen des Kolumbus mit gespannter Aufmerksamkeit zu, findet die Pläne durchaus nicht unvernünftig, wie sie andre gefunden hatten, und beredet den Fremden, seine Abreise nur noch so lange aufzuschieben, bis er auf einen Brief, den er der Königin schreiben wolle, Antwort erhalten habe.

Kolumbus erfüllte den Willen des Mönches. Dieser machte darauf der Königin eine so dringende und nachdrucksvolle Vorstellung von dem Vorhaben des Seemanns, daß diese ihre Ansichten plötzlich änderte. Sie schickte schleunigst ein Schreiben an den Mönch, durch welches sie den Kolumbus bitten ließ, an den Hof zurückzukommen. Der viel geprüfte und oft getäuschte Mann schöpfte wieder Hoffnung und folgte der Aufforderung der Königin. Isabella nahm ihn gütig auf, und schon wünschten seine Freunde ihm zu der endlichen Erreichung seiner Absichten Glück, als — die furchtsamen Zweifel des kleinmütigen Königs alles auf einmal wieder verdarben.

Er zog nämlich dieselben Leute abermals zu Rate, die er über den Antrag des Kolumbus schon früher zu Richtern ernannt hatte, und da diese bei ihrem ungünstigen Urteile beharrten, so wollte er schlechterdings nichts weiter von der Seefahrt nach Westen hin hören und wußte seine Gemahlin zu bereden, daß auch sie die angefangenen Unterhandlungen mit Kolumbus plötzlich wieder abbrach.

Da stand nun der verkannte, verschmähte, tiefgekränkte Mann, verspottet von Männern, die seinen tiefen Gedanken nicht folgen konnten, verhöhnt von niederträchtigen Neidern, die sein aufkeimendes Glück mit scheelsüchtigen Augen betrachtet hatten. Er würde unter der Empfindung des gerechtesten Unwillens zu Grunde gegangen sein, wenn sein Geist nicht stärker als alle die Widerwärtigkeiten gewesen

wäre, mit denen er nun schon so viele Jahre lang zu kämpfen hatte.

Kolumbus ermannte sich von neuem und machte sich fertig, den letzten Versuch zu wagen, der ihm noch übrig zu sein schien, nämlich nach England zu reisen, um dem Könige dieses Landes einen Weltteil anzubieten, den nun schon drei Staaten unbedachtsamerweise verschmäht hatten. Während er sich zu dieser Reise anschickte, hatten die Spanier das Glück, die Stadt Granada zu erobern und dadurch dem ganzen Reiche der Mauren in Spanien ein Ende zu machen. Ferdinand und Isabella waren entzückt über den glücklichen Ausgang eines Krieges, der sie zu Beherrschern von ganz Spanien machte, und weil das menschliche Herz, wenn es der Freude geöffnet ist, zu jeder guten That mehr als gewöhnlich bereit und mutig zu sein pflegt, so wagten es zwei Freunde des Kolumbus diesen Umstand zu benutzen und der Königin noch einmal die nachdrücklichsten Vorstellungen über die bedeutenden Pläne, die eine große Erweiterung der spanischen Herrschaft versprachen, zu machen.

Durch den Eifer, mit welchem die einflußreichen Männer bei Hofe die Sache des Kolumbus führten, kam es dahin, daß Königin und König endlich nicht länger widerstehen konnten.

Es wurde ein Bote an Kolumbus abgefertigt und da es sich fand, daß er schon abgereist war, setzte ihm dieser nach, holte ihn glücklich ein und führte ihn wie im Triumph zurück nach dem Hofe der ihn jetzt mit Ungeduld erwartenden Königin. Kolumbus vergaß in diesem Augenblicke alle die kränkenden Täuschungen seiner Hoffnung, die er bis dahin erduldet hatte, legte der Königin die Bedingungen vor, unter denen er die kühne Entdeckungsreise unternehmen wollte, und da diese — wenn auch von seiten des königlichen Paares mit schwerem Herzen — genehmigt wurden, so sah er endlich mit Entzücken sich an dem Ziele seines süßesten und feurigsten Wunsches.

Kolumbus verlangte nämlich für sich und seine Nachkommen die Erhebung in den Adelstand, die Würde eines Atlantischen Admirales, Macht und Titel eines Vizekönigs in den entdeckten Ländern mit dem Rechte, für alle Aemter

der künftigen Herrschaften drei Bewerber vorschlagen zu dürfen, den Zehnten der Kroneinkünfte aus den Entdeckungen, endlich nach Belieben ein Achtel Anteil an dem Kronbetrieb der etwaigen Handelsmonopole. Es war natürlich, daß die Herrscher so bedeutende Einkünfte und so wichtige Vorrechte nur ungern aufgaben, da ja, wenn das neuentdeckte Land vielleicht bedeutend größer wäre als das Mutterland Spanien, der Vizekönig leicht mächtiger und reicher werden konnte als Spaniens Könige. — Als aber Isabella fest entschlossen war, die Unternehmung des Kolumbus zu unterstützen, lieh sie nicht länger den Einflüsterungen kalter und zaghafter Ratgeber ihr Ohr; indem sie dem Antriebe ihres edlen, großmütigen Herzens folgte, sagte sie: „Ich will auf das Unternehmen für meine Krone von Kastilien eingehen und bin bereit, zur Bestreitung der Unkosten desselben meine Juwelen zu verpfänden, falls die im Schatze befindlichen Gelder unzureichend gefunden werden sollten.“

---

## Drittes Kapitel.

Für Kolumbus werden drei Schiffe ausgerüstet. Die erste Entdeckungsreise wird am 3. August des Jahres 1492 von Palos aus begonnen. Kolumbus auf offenem Meere.

Kolumbus war über die Erfolge, die er endlich erzielt hatte, hocherfreut. Alsbald wurde die Ausrüstung derjenigen Schiffe, mit welchen er auslaufen sollte, eifrig betrieben. Aber die spanische Krone stellte so kleine und so schlecht gebaute Fahrzeuge, daß außer Kolumbus wohl kein andrer Mensch das Herz gehabt haben würde, sich auf ihnen in ein großes, bisher noch völlig unbekanntes Weltmeer zu wagen, dessen gefährliche Stellen man noch auf keiner Karte sehen konnte. Das eine Schiff, welches er selbst besteigen sollte, führte den Namen Santa Maria, das zweite wurde die Pinta und das dritte die Nina genannt. Diese beiden waren nicht viel ansehnlicher als große Boote.

Dieses kleine Geschwader wurde mit Lebensmitteln auf

12 Monate und zwar für 90 Mann versorgt, denn so hoch belief sich nur die ganze Mannschaft, welche den Kolumbus auf dieser gefährlichen Fahrt begleiten sollte. Alle Kosten der Ausrüstung betrugen nicht mehr als 5300 Dukaten, eine Summe, die dem damals noch sehr armen spanischen Hofe so ungeheuer groß vorkam, daß die ganze Unternehmung vielleicht noch unterblieben wäre, wenn nicht die Bewohner von Palos wegen früherer Vergehen zwei dieser Schiffe der Krone hätten stellen müssen und nur das dritte Fahrzeug zu mieten gewesen wäre.

Endlich sind alle Vorkehrungen getroffen, und die Schiffe liegen zu Palos, einem Seestädtchen zu Andalusien, segelfertig vor Anker.

Bevor aber die Anker gelichtet werden, erkennt es Kolumbus für seine Pflicht, den Schöpfer des Ozeans, den Schöpfer und Beherrscher des Weltalls, um Segen zu seiner großen Unternehmung anzuflehen, die ihm auch deshalb so sehr am Herzen lag, weil er zugleich zur Absicht hatte, die Erkenntnis des einzigen wahren Gottes unter den unwissenden Wilden zu verbreiten, zu denen seine Vorsehung ihn führen würde.

Als also alles zu seiner Abreise fertig war, ging Kolumbus, von allen seinen Gefährten begleitet, in einer feierlichen Prozession nach einem unweit der Stadt liegenden Kloster, verrichtete daselbst öffentlich auf eine rührende Weise seine Andacht, und das ganze Schiffsvolk folgte seinem gottesfürchtigen Beispiele. Dann kehrten sie, voll Vertrauen auf den Schutz des Allerhöchsten, dem sie sich jetzt kindlich empfohlen hatten, nach den Schiffen zurück und gingen am nächsten Morgen — es war der dritte August des Jahres 1492 — unter dem lauten Zuruf einer großen Menge von Zuschauern in Gottes Namen unter Segel.

Kolumbus befehligte das größte Schiff, die Santa Maria, zwei Brüder aus einer der reichsten Familien der Stadt Palos, die sich für das Unternehmen begeistert hatten und dem Genuesen bei der Beschaffung der Mittel und Leute sehr behilflich gewesen waren, Martin Alonzo und Vicente Yannez Pinzon, standen an der Spitze der Pinta und Nina, der beiden kleineren Schiffe.

Dem Plane gemäß, den sich Kolumbus zu dieser Entdeckungsreise entworfen hatte, segelten die Schiffe zunächst gerade auf die Kanarischen Inseln los. Aber schon am zweiten Tage ihrer Fahrt erlebten sie einen kleinen Unfall, der zwar an sich eben nicht erheblich war, der aber dennoch die ganze Unternehmung wieder hätte rückgängig machen können, wenn Kolumbus ebenso schwach wie seine abergläubischen Begleiter gewesen wäre. Es brach nämlich das Steuerruder der Pinta, und zwar, wie man glaubt, durch geflissentliche Schuld des Steuermanns, dem es leid geworden war, sich in eine so gefährliche Reise eingelassen zu haben, und welcher daher wünschte, daß man sich genötigt sehen möchte, wieder zurückzukehren.

Die Leute erklärten diesen Unfall als eine Vorbedeutung des unglücklichen Ausganges ihrer Reise. — „Wir sind verloren," schrieen sie, „wenn wir nicht sofort wieder umkehren!"

„Und warum denn?" fragte Kolumbus.

„Warum?" entgegneten sie. „Gibt uns der Himmel durch das zerbrochene Ruder nicht deutlich genug zu erkennen, daß es uns unglücklich gehen soll, wenn wir von unsrer verwegenen Unternehmung nicht augenblicklich ablassen wollen?"

„Nun in der That," erwiderte Kolumbus, „ich sehe doch nicht ein, woher euch die Nachricht kommen mag, daß dieser unbedeutende Umstand ein göttliches Vorzeichen eines künftigen Unglücks sei! Soviel ich davon verstehe, bedeutet ein zerbrochenes Ruder weiter nichts, als — daß man es wieder machen müsse."

„Der Admiral ist ein Freigeist," flüsterten sich hierauf die Matrosen einander ins Ohr. Er glaubt nicht an die Vorbedeutungen!"

Kolumbus, der ihre Gedanken merkte, hielt es für Pflicht, seine unwissenden Gefährten, wo möglich, von einem Aberglauben zurückzuführen, der sie bei hundert andern Gelegenheiten von neuem verzagt machen könnte. Er ließ sich also in eine umständliche Belehrung ein und zeigte ihnen, daß es unvernünftig sei, irgend etwas, es sei, was es wolle, für eine Vorbedeutung künftiger Schicksale zu halten, weil Gott uns niemals habe versprechen lassen, daß er das, was uns in der Zukunft begegnen soll, durch vorbedeutende Zeichen

kund thun wolle. Mit sehr großer Weisheit und Güte, sagte er, hat der Himmel vielmehr dem Menschen verborgen, was noch künftig ist; und es ist daher eine unnütze und thörichte Geschäftigkeit, diese unsre künftigen Schicksale aus Zeichen erraten zu wollen, die gar nicht mit ihnen in Verbindung stehen. Alles, was ein weiser und frommer Mensch zu thun hat, ist, daß er in seinem Berufe mit Vernunft und unermüdetem Fleiße treu zu Werke gehe, alle Tage das Seinige thue, sich dann der göttlichen Vorsehung in die Arme werfe und wegen der Zukunft unbekümmert sei. Dies, Kameraden, sei also die Regel, nach der auch wir uns auf unsrer ganzen Reise richten wollen!

Es glückte Kolumbus durch Vorstellungen dieser Art die abergläubische Furchtsamkeit seiner Gefährten, wo nicht ganz zu vertreiben, doch ein wenig zu vermindern; und ohne daß weiter etwas nur einigermaßen Erhebliches vorfiel, kamen die Schiffe bei einer der Kanarischen Inseln vor Anker.

Hier besserte man die Schiffe, so gut es sich thun lassen wollte, wieder aus, versorgte sich mit allerlei Erfrischungen und lichtete darauf am 6. September wieder die Anker, um nunmehr die große Fahrt in das westliche, bis dahin unbefahrene Weltmeer anzutreten.

Am ersten Tage nach der Abreise kamen die Fahrzeuge nicht weit, weil beinahe eine gänzliche Windstille herrschte. Am zweiten, oder wie andre sagen, erst am dritten Tage verlor die Mannschaft die Kanarien aus dem Gesichte.

Kaum war das Land dem Kolumbus und seinen Reisegefährten aus den Augen verschwunden, als den Leuten aller Mut entfiel. Gleichsam als wenn sie jetzt erst erfahren hätten, wohin ihre Reise gehen sollte, erschraken sie vor der Größe ihrer kühnen Unternehmung; sie fingen an zu weinen, zerschlugen sich die Brust und schrieen laut, wie Leute, die einem unvermeidlichen Verderben entgegen geführt werden sollen. Nur Kolumbus stand wie ein Fels im Meere unter ihrem betäubenden Wehklagen in seiner ganzen kaltblütigen, unbeweglichen Standhaftigkeit da und zeigte so viel Ruhe des Geistes und eine so zuversichtliche Erwartung des glücklichsten Ausganges seiner Unternehmung, daß auch die Feigsten in seiner Gegenwart wieder mutig werden mußten. Er be-

schämte sie wegen ihrer weibischen Kleinmütigkeit und stellte ihnen darauf die Belohnungen an Reichtum und Ehre, die sie am Ziel ihrer Reise einernten würden, so reizend und so unausbleiblich vor, daß alle von neuem beseelt wurden und ihm willig zu folgen versprachen, wohin er sie zu führen beschlossen hätte.

Kolumbus brachte die meiste Zeit auf dem Verdecke seines Schiffes bei dem Senkblei oder dem Beobachtungsinstrument zu.

Das Senkblei, ein schweres Stück Blei an einem langen Seile, läßt der Seemann in das Meer hinab, um zu sehen, wie tief das Meer an der Stelle ist, auf der er sich gerade befindet. Auf diese Weise vermeidet er für sein Schiff die Gefahr des Strandens. Den Ort, wo sich ein Schiff auf dem Meere befindet, bestimmte der Seefahrer zur Zeit des Kolumbus durch Astrolabien (Beobachtungsinstrumente), mit Hilfe deren er den Standort der Sterne und ihre Entfernung voneinander messen konnte. Heut hat der Seemann bei weitem vollkommenere Instrumente, mittels deren er den Ort bestimmt, an dem sich sein Schiff auf dem Meere befindet.

Kolumbus mußte Beobachtungen über die Tiefen des Meeres und den Lauf des Schiffes anstellen, um alles, was geschehen sollte, selbst anordnen zu können. Nur einige wenige Stunden erlaubte er sich zum Schlaf und zur Erholung. Dabei zeigte er seinen Leuten immer ein heiteres und zuversichtliches Gesicht, entsagte jeder Gemächlichkeit, deren nicht alle zugleich mit ihm genießen konnten, und unterschied sich von dem gemeinsten Matrosen durch nichts, als durch die Einsicht, in der er seine Reisegefährten alle weit übertraf, und durch seine unbewegliche Standhaftigkeit, durch die er die Zaghaften noch mehr als durch nachdrucksvolle Reden zu ermuntern wußte. Nur einem solchen Manne war es möglich, eine Unternehmung auszuführen, die bei einem geringeren Maße von Mut, Einsicht und Geschicklichkeit, das menschliche Herz zu lenken, notwendig hätte mißlingen müssen.

## Viertes Kapitel.

Erscheinungen auf dem Meere, die dem Kolumbus und seinen Leuten unbekannt sind und deshalb Furcht und Besorgnis erregen.

Kolumbus war am zweiten Tage nach seiner Abreise von den Kanarien, weil es seinen Schiffen an Wind fehlte, erst 18 Meilen weit gekommen. Weil er aber voraussah, daß seine unwissenden und furchtsamen Reisegefährten durch nichts mehr, als durch die bloße Länge ihrer künftigen Fahrt erschreckt werden dürften, so beschloß er, einen unschuldigen Betrug zu spielen und ihnen die wirkliche Weite des Weges, den sie an jedem Tage zurücklegen würden, zu verheimlichen. Er sagte daher, daß sie nun erst 15 Meilen westwärts gesegelt seien.

Am 12. September, sechs Tage nach der Abreise, befanden sich die Seefahrer unter dem 350. Grade der Länge von der Kanarischen Insel Ferro an gerechnet, oder 150 Meilen von derselben gegen Westen, und zwar in eben derselben nördlichen Breite, in welcher diese Insel liegt. Hier entdeckten sie im Meere den Stamm eines großen Baumes, der schon lange herumgeschwommen zu sein schien. Das Schiffsvolk sah denselben irriger Weise als einen Vorboten eines nicht gar fernen Landes an und ließ sich etwas beruhigen.

Allein dieser Trost wirkte nicht lange. Denn da die Schiffe noch fünfzig Meilen weiter gekommen waren, ereignete sich ein Umstand, der alle in die größte Bestürzung und selbst den Anführer in nicht geringe Verwunderung setzte.

Die Magnetnadel im Kompaß, der treueste Wegweiser der Seefahrer auf offenem Meere, die bis dahin stets die Richtung genau angegeben hatte, zeigte plötzlich nicht mehr gerade auf den Polarstern, sondern war um einen ganzen Grad nach Westen hin von ihrer gewöhnlichen Richtung abgewichen.

Diese Erscheinung war weder dem Kolumbus noch einem andern Seefahrer bis dahin jemals vorgekommen.

Die Gefährten des Kolumbus gerieten in die äußerste

Bestürzung; sie glaubten, die Erde sei aus ihren Fugen gegangen, da die Magnetnadel nicht mehr richtig zeige. Heut, wo wir wissen, daß die Magnetnadel nach den magnetischen Polen hinweisen muß, daß diese aber nicht mit dem Nord- und Südpol der Erde zusammenfallen, wundern wir uns nicht mehr, wenn wir sehen, daß die Magnetnadel an verschiedenen Orten in verschiedener Richtung zeigt, ja wir wissen sogar, daß mit dem Laufe der Zeit an einem und demselben Orte die Richtung der Magnetnadel eine andre werden muß, weil sich die magnetischen Pole verschieben.

Der Raum, den die Seefahrer nun schon zurückgelegt hatten, schien ihnen unermeßlich groß zu sein, ungeachtet ihr Anführer mehr als den dritten Teil der Meilen in der Rechnung, die er ihnen angab, unterschlagen hatte. Sie schauderten bei dem Gedanken, daß nun auch ihr letzter einziger Wegweiser, die Magnetnadel, sie zu verlassen angefangen habe.

Kolumbus, dessen Scharfsinn in Entdeckung neuer Beruhigungsgründe für seine schwachen Begleiter unerschöpflich war, erdichtete bald eine scheinbare Ursache dieses unerwarteten Vorfalls, die zwar nicht für ihn selbst, aber doch für seine unwissenden Untergebenen einigermaßen beruhigend war. Bald auch wandte er eine List an, durch die er seine Leute täuschte, er änderte nämlich die Zeichen am Kompaß, und nun schien es, als ob die Nadel wieder richtig gehe.

Kaum waren die Gemüter beruhigt, als eine neue Sorge sie erfüllte. Die Schiffe waren nämlich in den Kreis der Passatwinde gekommen, die man zur Zeit des Kolumbus noch nicht kannte. Die Beobachtung also, daß ihre Schiffe von einem unaufhörlich blasenden Ostwinde in gerader Richtung immer weiter gegen Westen getrieben wurden, verursachte unsern Abenteurern von neuem die ängstlichsten Besorgnisse. „Wie?" dachten sie, „wenn dieser Ostwind hier nun immer wehte? Wie würde es uns da jemals möglich sein, wieder nach unserm Vaterlande zurückzukehren?" Dieser Gedanke machte sie zittern und beben.

Zum Unglück ereignete sich bald darauf — am 16. September — noch ein andrer Umstand, der ihre Furcht ausnehmend vergrößern half. Sie sahen nämlich plötzlich das

ganze Meer, soweit nur ihre Augen reichten, mit grünem Kraute bedeckt, so daß es das Ansehen hatte, als wenn sie über eine unermeßliche Wiese hinsegelten. An einigen Stellen lag dieses Kraut so dick, daß sogar der Lauf der Schiffe dadurch gehemmt wurde. Neue Ursache zu den ängstlichsten Vermutungen! „Wir sind," dachten sie, „nunmehr an das Ende des schiffbaren Weltmeeres gekommen. Unter diesem Kraute werden Untiefen und Klippen verborgen liegen, und ehe wir es uns versehen, werden unsre Schiffe zertrümmert sein. O wir armen unglücklichen Leute! Warum mußten wir uns doch bereit finden lassen, einem so tollkühnen Manne zu folgen?"

In der Mitte des Atlantischen Ozeans finden sich weite Flächen, die von grünem Kraute bedeckt sind, sogenannte Fukusbänke. Fukus, Seetang, heißt jenes Kraut, welches dorthin durch die Strömungen des Meeres zusammengetrieben worden ist, das auf der Oberfläche schwimmt, nicht am Meeresgrunde wurzelt. Die Portugiesen kannten diese Seetangbänke damals bereits, aber weder Kolumbus noch einer aus seiner Mannschaft hatte sie je gesehen.

Kolumbus bemühte sich, seinen Gefährten die Furcht auszureden, ihnen vielmehr Hoffnung einzuflößen. „Warum," sprach er, „seid ihr ängstlich und besorgt über eine Thatsache, die euch vielmehr in der Hoffnung bestärken müßte, daß wir nunmehr bald an dem Ziele aller unsrer Wünsche sein werden? Kann wohl Gras und Kraut mitten auf dem Meere wachsen? Ist es also nicht wahrscheinlich, daß wir nicht gar weit mehr von einem festen Lande entfernt sein müssen, an dessen Küsten dieses Kraut gewachsen ist?"

Das Schiffsvolk war über diese angenehme Nachricht sehr erstaunt, und da man zu gleicher Zeit verschiedene Vögel erblickte, die nach Westen flogen, so verwandelte sich die Furcht der Leute in die freudigste Hoffnung, und so segelten sie abermals voll Erwartung auf einen baldigen glücklichen Ausgang ihrer Unternehmung weiter.

## Fünftes Kapitel.

### „Land, Land!"

Die Hoffnung, welche das Meergras und der Flug der Vögel den Seefahrern eingeflößt hatten, verschwand gar bald; denn obgleich sie nun schon 770 Seemeilen westwärts gesegelt waren, so wollte sich doch immer noch kein Land sehen lassen. Zum Glück war außer dem Admiral kein einziger auf allen drei Schiffen im stande, die Länge der Fahrt zu berechnen. Kolumbus fuhr also fort, den Leuten einen guten Teil derselben zu verhehlen, und sagte, sie wären nun erst 580 Seemeilen weit gekommen.

Allein auch diese Entfernung von ihrem Vaterlande schien ihnen sehr groß zu sein. Man fing also von neuem an, zu seufzen, zu wehklagen und zu murren. Bald beklagte sich das Schiffsvolk über seine eigene Leichtgläubigkeit, daß es den eitlen Versicherungen des Kolumbus bis dahin Glauben beigemessen hätte; bald stieß es bittere Vorwürfe gegen die Königin Isabella aus, daß sie grausam gewesen wäre, das Leben so vieler ihrer Unterthanen an die Ausführung eines tollkühnen, vermutlich ganz widersinnigen Planes zu wagen. Sie glaubten nunmehr genug gezeigt zu haben, daß es ihnen nicht an Mut fehle, und meinten daher versichert sein zu dürfen, daß keiner sie der Feigherzigkeit beschuldigen könne, wenn sie endlich einmal an die Erhaltung ihres eigenen Lebens dächten. Alle stimmten am Ende darin überein, daß es nunmehr die höchste Zeit wäre, die Rückreise anzutreten, falls der unaufhörlich fortwehende Ostwind dieselbe nicht unmöglich machte, und daß man den Anführer mit Gewalt zwingen müßte, von seinen Entwürfen abzustehen. Die Verwegensten unter ihnen sollen sogar der Meinung gewesen sein, daß man ihn geradezu über Bord werfen müsse, damit man eines so gefährlichen Verführers auf einmal los werde, und sie versicherten, daß man bei ihrer Zurückkunft in Spanien über den Tod eines tollkühnen Mannes, der das Leben so vieler Menschen aufs Spiel gesetzt habe, ernstliche und strenge Untersuchung anstellen würde.

Kolumbus sah die Gefahr, die über seinem Haupte schwebte, aber er ließ sich nicht erschrecken. Im Bewußtsein der Größe und der Gründlichkeit seiner Entwürfe und in festem Vertrauen auf den Schutz des Allmächtigen erschien er vor seinem Schiffsvolk mit der heiteren und zuversichtlichen Miene eines Mannes, welcher Ursache hat, mit dem Fortgange seiner Unternehmung zufrieden zu sein. Mit sanftem Ernste warf er ihnen ihre Zaghaftigkeit vor, versuchte jedes Mittel, welches Menschenkenntnis und Beredsamkeit ihm an die Hand gaben, um ihren Herzen wieder neuen Mut und neue Folgsamkeit einzuflößen. Bald suchte er sie durch liebreiche, einschmeichelnde Vorstellungen an ihre Schuldigkeit zu erinnern, bald nahm er wieder den ganzen nachdrücklichen Ernst eines bevollmächtigten Gebieters an und bedrohete sie mit der Ungnade ihrer Königin und mit den härtesten Züchtigungen, wenn sie sich erdreisten würden, ihn so nahe am Ziele auf seiner rühmlichen Laufbahn aufzuhalten.

Es ist das Vorrecht großer Geister, daß sie die Herzen ihrer schwächeren Nebenmenschen wie Wachs biegen können. Auch dem Kolumbus gelang es, seine Gefährten umzustimmen, und der Himmel selbst kam ihm dabei zu Hilfe. Denn der Wind, der bis dahin immer östlich gewesen war, gleitete um diese Zeit gegen Südwesten ab, so daß nun alle sehen konnten, daß es noch immer von ihnen abhangen würde, wieder umzukehren, sobald sie nur wollten. Der Admiral machte sie auf diese Erscheinung aufmerksam, und da sich zu ebenderselben Zeit verschiedene andre Umstände äußerten, welche die Hoffnung auf ein bald zu entdeckendes Land zu rechtfertigen schienen, so gelobte man ihm von neuem Folgsamkeit und segelte in Gottes Namen weiter.

Am 25. September legte Martin Alonzo Pinzon, der Befehlshaber der Pinta, welche vorausgesegelt war, sich an das Admiralsschiff — das heißt, er kam mit seinem Schiffe dem Schiffe des Admirals so nahe, daß sie miteinander reden konnten, — und meldete ihm, er glaube in einer Entfernung von ungefähr fünfzehn Meilen gegen Norden hin Land zu entdecken. Bei dem Worte „Land“ geriet alles in die freudigste Bewegung, man dankte Gott, sang das Gloria

in excelsis, d. h. „Ehre sei Gott in der Höhe" und lag dem Admiral sehr heftig an, daß er doch ja sogleich den Lauf der Schiffe ändern und nach der angezeigten Gegend hinsegeln möchte. Allein Kolumbus war zu sehr überzeugt, daß der Mann sich geirrt habe, als daß er diese ungestüme Bitte hätte erfüllen können. Er verharrte also, ohne sich an das Murren seiner Leute zu kehren, bei ebenderselben Richtung gegen Westen, die er seinem Plane gemäß bis dahin ununterbrochen beobachtet hatte.

Kolumbus durfte nicht seinen Leuten zu Gefallen den Kurs der Schiffe ändern, da er überzeugt war, daß die angebliche Entdeckung ein Irrtum war. Denn hätte er nachgegeben, so würden die Leute geschlossen haben, daß er seiner Sache doch nicht ganz gewiß sein müßte, und diesem Argwohne suchte er sorgfältig vorzubeugen, weil ihm an dem Zutrauen seiner Gefährten zu viel gelegen war. Sie würden dann nicht ermangelt haben, bei jeder neuen Gelegenheit ihn mit ähnlichen Bitten zu bestürmen, wenn sie erst einmal die Erfahrung gemacht hätten, daß er in seinen Vorsätzen wankend gemacht werden könne. Aus diesen vernünftigen Ursachen war er fest entschlossen, von seinem mit reifer Ueberlegung entworfenen Plane nicht um ein Haar breit abzugehen, und es zeigte sich in der Folge, daß er recht daran gethan habe.

Den Tag darauf sah man eine Menge Vögel, von denen Kolumbus selbst irriger Weise glaubte, daß sie nicht weit fliegen könnten, daß sie also Vorboten eines nahegelegenen Landes sein müßten. Allein da man das Senkblei auswarf, konnte es in einer Tiefe von zweihundert Klaftern noch keinen Grund erreichen, ein Umstand, welcher jener Hoffnung zu widersprechen schien, weil die Tiefe des Meers in der Nachbarschaft eines Landes abzunehmen pflegt.

Am folgenden Abend fanden sich sogar Singvögel auf den Masten des Schiffes ein, die daselbst übernachteten und mit Anbruch des Tages gegen Westen flogen.

Bald darauf zog ein vom Schiffsvolk noch nie gesehenes überaus wunderbares Schauspiel die ganze Aufmerksamkeit der Leute auf sich. Ein Heer fliegender Fische erhob sich über die Oberfläche des Wassers, und einige derselben fielen

sogar auf das Verdeck des Schiffes nieder. Man bemächtigte sich ihrer und stillte die Neugierde durch die Betrachtung der langen Floßfedern, welche diesen Fischen statt wirklicher Flügel dienen. An demselben Abend fand man das Meer abermals mit Unkraut bedeckt, und da man dieses noch immer für ein Zeichen eines herannahenden Landes hielt, so überließ man sich abermals der süßen Hoffnung auf eine baldige Erreichung des so sehnlich gewünschten Zieles der Unternehmung. Allein dieses Ziel wich noch immer von Tag zu Tag zurück, und je höher nun durch so viele glückliche Vorbedeutungen die Erwartung des Schiffsvolks gestiegen war, desto unmäßiger bezeigte es sich auch in seiner Betrübnis, da es nach einer abermaligen fruchtlosen Fahrt von einigen Tagen erfahren mußte, daß seine so zuversichtliche Hoffnung wiederum eitel war. Der Geist der Unzufriedenheit und der Empörung brach ohne alle Zurückhaltung auf allen drei Schiffen aus. Laut und mit gänzlicher Hintansetzung der dem Anführer schuldigen Achtung erhob sich das Murren des Schiffsvolks, und selbst die Offiziere, die bis dahin es noch immer mit dem Admiral gehalten hatten, erklärten sich jetzt gleichfalls wider ihn.

Da stand nun der von allen Seiten bedrängte, von allen verlassene Kolumbus unter dem allgemeinen Tumulte seiner aufrührerischen Gefährten wie ein einzelner Eichbaum im Sturm und Ungewitter und stemmte sich mit einer bewunderungswürdigen Festigkeit des Geistes gegen die rasende Wut der Empörer, die seinen Untergang oder — was ihm zehnmal herber als der Tod selbst schien — eine gänzliche Verzichtleistung auf die Ausführung seiner geliebten Entwürfe verlangten. Er bot noch einmal seine ganze Geschicklichkeit, sie zu besänftigen, auf. Umsonst; Wut und Verzweiflung hatten sich der Herzen aller seiner Untergeordneten zu sehr bemächtigt, als daß irgend eine von den Künsten, die er vorher so oft mit glücklichem Erfolge angewandt hatte, nunmehr etwas nützen wollte. Man hörte nicht mehr auf seine Vorstellungen, sondern schrie, schalt und drohete Tod und Verderben, wenn er nicht augenblicklich umwenden und nach dem Vaterlande zurücksegeln würde.

In dieser verzweiflungsvollen Lage sah er sich denn

endlich gezwungen, der Notwendigkeit zu weichen und den Empörern zu versprechen, daß er ihren Wunsch erfüllen wolle unter der Bedingung, daß sie sich anheischig machten, ihm nur noch drei Tage lang Gehorsam zu leisten. Würden sie dann auch noch in dieser Zeit kein Land entdecken, so wolle er am vierten Tage umkehren, um sie wieder nach Spanien zu führen.

So groß nun auch die Wut der Aufrührer war, so konnten sie doch nicht umhin, diesen Vorschlag ihres Anführers billig zu finden. Man willigte also ein, und der Vertrag wurde auf beiden Seiten durch die heiligsten Versicherungen bekräftigt.

Kolumbus war indes überzeugt, daß er wenig oder gar nichts dabei aufs Spiel gesetzt habe. Denn der Anzeichen eines herannahenden Landes wurden jetzt so viele, daß er zuversichtlich hoffte, es binnen der festgesetzten Zeit zu erreichen. Schon seit einigen Tagen hatte das ausgeworfene Senkblei den Meeresgrund erreicht, und eine schlammige Erdart mit sich heraufgebracht, aus der man auf die Nachbarschaft eines Landes schließen konnte. Ganze Schwärme von Vögeln, und zwar von einer Art, die zu keinem weiten Fluge eingerichtet zu sein schien, sah man nach Westen fliegen. Man fing einen im Meere schwimmenden Strauch mit frischen rothen Beeren auf, die Luft wurde milder und der Wind, besonders zur Nachtzeit, gar sehr veränderlich. Das waren glückliche Zeichen von der Nähe des Ziels, durch dessen Erreichung die Geduld und Standhaftigkeit des Kolumbus gekrönt werden sollten.

Auch war der Admiral bald darauf seiner Sache so gewiß, daß er am folgenden Abend nach dem öffentlichen Gebete seine Leute an die Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott, den Beförderer ihrer gefahrvollen Unternehmung, erinnerte und darauf befahl, daß man beilegen solle, da er besorgt war, die Schiffe möchten nachts ans Land getrieben werden.

Auch erinnerte Kolumbus seine Gefährten an das Versprechen der Königin, daß derjenige, der das gesuchte Land zuerst erblicken würde, ein Jahrgeld von 10,000 Maravedis, d. h. 26½ Dukaten haben sollte, zu dem er selbst noch das Versprechen eines samtenen Wamses hinzufügte. Jeder-

mann blieb darauf die ganze Nacht hindurch auf dem Verdecke und sah mit klopfendem Herzen unverwandt nach der Gegend hin, in welcher man das gewünschte Land zu erblicken hoffte.

Es war zwei Stunden vor Mitternacht, da Kolumbus, der auf dem Vorderkastelle stand, in einer gewissen Entfernung ein Licht zu bemerken glaubte. Er rief darauf einen auf seinem Schiffe sich befindenden Edelknaben der Königin zu sich und zeigte ihm dasselbe. Auch dieser erblickte das Licht und zeigte es einem dritten, der sich ihnen zugesellte. Alle drei glaubten wahrzunehmen, daß dieses Licht sich von einem Orte zum andern bewegte, und schlossen daraus, daß es von einem Reisenden getragen würde.

Kolumbus war hoch erfreut. Bald, bald sollte er die Frucht so vieler sorgenvollen Ueberlegungen, den Lohn so vieler Arbeiten, so vieler nun glücklich überstandenen Gefahren vor seinen Augen liegen sehen. Bald sollte seinen ungläubigen Gefährten der Beweis in die Hände gethan werden, daß sein gründlicher Entwurf kein leeres Hirngespinst gewesen, er selbst kein tollkühner Wagehals war. Die Freude ließ die ganze Nacht hindurch keinen Schlaf in seine Augen kommen.

Ungefähr gegen zwei Uhr nach Mitternacht am 12. Oktober, an einem Freitage, hörte man von der Pinta her, welche immer voraus war, das jauchzende Freudengeschrei „Land! Land!“ erschallen, und ein freudiger Schauer fuhr allen dabei durchs Herz. Wie gern hätte das Schiffsvolk sich nun sogleich der ausschweifendsten Freude überlassen, aber es war so oft schon in seiner Erwartung getäuscht worden, daß es die ängstlichen Zweifel, die sich in seine Freude mischten, unmöglich unterdrücken konnte. Zwischen Furcht und Hoffnung erwartete man also den Anbruch des Tages, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß die Erfüllung des sehnlichsten Wunsches kein Traum gewesen sei.

Träge, wie sie dem schlaflosen Kranken verstreichen, gingen den Leuten die noch übrigen Stunden der Nacht vorüber. Jegliche Minute schien ihnen eine Stunde, jegliche Stunde ein ganzer, langer Tag zu sein. Endlich, nach langem Warten und Hoffen, fing der östliche Himmel an, ein wenig

zu schimmern. Jetzt trat die liebliche Morgenröte hervor, und jetzt — jetzt stimmte auf einmal die Mannschaft der Pinta mit lauter frohlockender Stimme das „Herr Gott, dich loben wir!" an. Auch das Volk der beiden übrigen Schiffe hatte nicht sobald aufgeblickt, als es unter vielen Freudenthränen und von heftiger Gemütsbewegung zitternd, seine Stimme gleichfalls zu einem allgemeinen rührenden Lobliede ertönen ließ. Denn das Land, dessen Entdeckung sie so sehnlich gewünscht hatten, lag jetzt vor ihren Augen.

Kaum war das Danklied geendigt, so erinnerte sich das hocherfreute Schiffsvolk einer zweiten Pflicht und zwar gegen den verkannten, so gröblich beleidigten Anführer. Mit Reue und tiefer Ehrfurcht im Herzen warfen sich die Leute dem nun auch in ihren Augen großen Manne zu Füßen und flehten um Verzeihung ihrer sträflichen Frechheit gegen ihn. Kolumbus blieb auch bei dieser Gelegenheit sich selber gleich. So groß und bewundernswürdig die Standhaftigkeit gewesen war, die er ihrem Toben entgegengesetzt hatte, ebenso groß und liebenswürdig war nun auch die Sanftmut, mit der er ihnen Verzeihung widerfahren ließ und ihr strafbares Verfahren vergessen zu wollen versprach.

---

## Sechstes Kapitel.

Kolumbus entdeckt mehrere Inseln, wie Guanahani, Cuba und Haiti. Verkehr mit den Indianern.

Kolumbus stieß zuerst auf die Inseln, die den gemeinsamen Namen „Lukaische oder Bahama-Eilande" führen. Eine derselben heißt Guanahani, und diese war es, welche man zuerst entdeckte. Kolumbus nannte sie zwar San Salvador, Insel der Errettung, allein dieser Name ist nachher wieder verloren gegangen.

Noch einige Augenblicke stand das hocherfreute Schiffsvolk und staunte mit weit aufgerissenen Augen den nie gesehenen Weltteil an, der, von der aufgehenden Sonne vergoldet, jetzt vor ihm dalag. Es konnte sich nicht satt sehen

an dem lachenden, fruchtbaren Lande, welches mit herrlichen Waldungen bewachsen und von vielen, die Gegend verschönenden Bächen, die in reizenden Krümmungen dahinflossen, durchschnitten war.

Kolumbus befahl hierauf, die Boote auszusetzen, stieg selbst in eins derselben und fuhr, von seinen vornehmsten Reisegefährten und von einer bewaffneten Mannschaft begleitet, mit fliegenden Fahnen und unter lautschallender Kriegsmusik nach der Küste.

Indem sie sich derselben näherten, zeigte sich ihren Augen eine unzählbare Menge der Eingebornen, die, über die wunderbare, noch nie gesehene Erscheinung europäischer Schiffe erstaunt, auf dem Strande zusammenliefen. Jetzt erreichte man die Küste, und Kolumbus, reich gekleidet, und mit dem bloßen Degen in der Hand, war der erste, welcher aus dem Schiffe sprang und die von ihm entdeckte neue Welt betrat.

Nur die Seele dessen, der selbst etwas Großes, das mit Mühseligkeiten und Gefahren verknüpft war, erdacht, beschlossen und ausgeführt hat, kann die unaussprechliche Empfindung fassen, von welcher der Busen des Kolumbus schwoll, da er das Land betrat, dessen Entdeckung ihm so viel schlaflose Nächte und so manche harte Selbstverleugnung gekostet hatte.

Alle Gefährten knieten nieder, küßten in starrer, sprachloser Entzückung das durch ihre heißesten Wünsche erflehte Land und gelobten in dieser Stellung ihrem hochgepriesenen Anführer, als nunmehrigen Vizekönig der neuen Welt, noch einmal einen unverbrüchlichen Gehorsam. Nach diesem ersten stummen Ausbruch der innigsten Freude pflanzte man ein Kruzifix auf den Strand und warf sich vor demselben zur Erde, um sich der heiligsten Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott zu entledigen. Dann nahmen sie unter vielen damals gebräuchlichen Zeremonien im Namen des Königs und der Königin von Spanien Besitz von diesem Lande.

Während dieser Feierlichkeit drängte das indianische Volk sich um die Spanier und stand und gaffte mit stummem Erstaunen bald die auf dem Meere schwimmenden Häuser, bald die außerordentlichen Wesen an, die in denselben zu

ihnen hergeschwommen waren. Sie sahen und wußten nicht, was sie sahen, denn von allen den feierlichen Handlungen, welche die Spanier vor ihren Augen vornahmen, begriffen sie nicht eine. Hätten die armen Geschöpfe gewußt, was für Folgen das alles für sie haben würde, sie würden mit Heulen und Wehklagen die Luft erfüllt oder ihr schuldloses Blut zur Abwehrung dieser Fremdlinge verspritzt haben, die sie jetzt mit bewundernder Ehrfurcht betrachteten.

Je länger die erstaunten Indianer dastanden und gafften, desto unbegreiflicher war ihnen alles, was sie sahen und was sie hörten. Die weiße Farbe der Europäer, ihr bärtiges Gesicht, ihre Kleidung, ihre Waffen, ihr Betragen — alles war ihnen neu und wunderbar. Als sie nun vollends den Donner der Musketen und Kanonen hörten, fuhren sie zusammen, als würden sie vom Wetterstrahle getroffen, und hielten es endlich für ausgemacht, daß diese mit Blitz und Donner bewaffneten Fremdlinge keine Sterbliche, sondern übermenschliche Wesen, Kinder ihrer Gottheit, der Sonne, wären, die zu einem irdischen Besuche sich herabgelassen hätten.

Ein Teil der Indianer nämlich hielt die Sonne, das allbelebende Feuer, für das wohlthätigste und mächtigste Wesen, für Gott selbst. Andre hingegen dachten sich einen oder mehrere Götter von menschlicher Gestalt und wiederum andre waren vollends so schwach und kindisch am Verstande, daß es ihnen noch ganz und gar nicht einmal eingefallen war, über die Ursache der Welt und ihrer täglichen Veränderungen nachzudenken. Diese armen, unwissenden Menschen wußten also auch von gar keinem Gotte und lebten in den Tag hinein, unbekümmert, woher sie wären und was aus ihnen werden würde.

Die Spanier waren über die neuen Gegenstände, die sie jetzt vor Augen hatten, beinahe ebenso erstaunt, wie die Indianer. Da waren Kräuter, Pflanzen, Bäume und Tiere von ganz andern Arten, als diejenigen, die wir in Europa haben. Da waren Menschen, die ihrer körperlichen Gestalt und ihren Sitten nach Wesen von einer ganz andern Klasse als wir zu sein schienen. Die Farbe ihrer Haut war eine dunkle Kupferfarbe, ihr Haar schwarz und lang, ihr Kinn

ohne Bart, ihre Statur mittelmäßig, ihre Gesichtszüge waren fremd und sonderbar, ihre Mienen sanft und schüchtern, ihr Gesicht und andre Teile ihres Leibes auf eine wunderbare Weise gezeichnet und bemalt. Einige gingen beinahe, andre ganz nackt, nur daß sie in den Ohren, Nasen und auf dem Kopfe allerlei Zierraten von Federn, Muscheln und Goldblech zum Staate trugen. Anfangs waren sie blöde und furchtsam. Da man aber anfing, sie mit allerlei Kleinigkeiten — als Glaskorallen, Bändern und andern dergleichen Spielereien — zu beschenken, faßten sie bald so viel Vertrauen und Neigung zu ihren himmlischen Gästen, daß gegen Abend, da die Spanier wieder nach den Schiffen ruderten, eine Menge Indianer in kleinen, aus hohlen Baumstämmen verfertigten Kähnen sie dahin begleitete, teils um noch ferner ihre Neugierde zu befriedigen, teils um verschiedene Kleinigkeiten einzutauschen. Sie gaben für dieselben baumwollenes Garn, welches sie zu verfertigen wußten, ferner Wurfspieße, deren Spitze eine starke Fischgräte war, allerlei Früchte und Papageien. Alle waren so begierig, irgend eine europäische Kleinigkeit zu besitzen, daß sie mit großer Sorgfalt die Scherben eines zerbrochenen Topfes, die auf dem Verdecke lagen, sammelten, und für ein paar kleine Kupfermünzen, die sie gar nicht gebrauchen konnten, mit Freuden 25 Pfund wohlgesponnener Baumwolle gaben. Nur die Neuheit dieser Dinge und der Umstand, daß sie dieselben von den weißen Leuten erhielten, schienen diesen Armseligkeiten den großen Wert zu geben, den sie in ihren Augen hatten.

Am folgenden Tage besichtigte Kolumbus die Küsten dieser Insel und fand sich überall von einer großen Menge der Eingebornen begleitet. Er forschte sorgfältig nach, woher sie die Goldbleche hätten, mit denen ihre Nasen prangten; allein sie bedeuteten ihm, daß auf ihrer Insel dergleichen nicht gefunden würde, wohl aber in einem andern Lande, welches gegen Süden liege. Kolumbus beschloß, ihrer Anweisung zu folgen, um dieses Goldland aufzusuchen, denn er hatte der Königin von Spanien und seinen goldgierigen Begleitern versprochen, daß er Länder entdecken wolle, aus denen sie sich bereichern könnten. Er begab sich also wieder zu Schiffe, nahm sieben Indianer mit, um sie als Weg-

weiser und Dolmetscher zu brauchen, und segelte darauf gegen Süden.

Hier traf er verschiedene andre Inseln an, besuchte aber nur die drei größten derselben, die er St. Maria von der Empfängnis (conception), Ferdinando und Isabella nannte. Allein da er auch hier kein Gold fand, und jedermann auf seine Frage, wo dasselbe gefunden werde, noch immer gegen Süden wies, so hielt er sich bei der Untersuchung dieser Inseln nicht lange auf, sondern segelte weiter.

Auf einer dieser Inseln sah man Hunde, die aber stumm waren, und man hat nachher die Erfahrung gemacht, daß auch die europäischen Hunde, wenn sie eine Zeitlang in Amerika gelebt haben, das Bellen gänzlich zu verlernen pflegen. Hier sah und erlegte man auch den ersten Alligator, ein Tier von Eidechsengestalt, welches in den meisten Stücken dem Krokodil gleicht und daher auch den Namen des westindischen Krokodils erhalten hat.

Nach einer abermaligen kurzen Fahrt gegen Süden entdeckte man ein weitläufiges Land, welches sich von den bisher gesehenen Inseln sowohl durch seine Größe, als auch durch seine Beschaffenheit merklich unterschied. Es war nicht flach, wie jene, sondern prangte mit Gebirgen und Thälern, Wäldern, Auen und Flüssen in der anmutigsten Vermischung. Kolumbus selbst war zweifelhaft, ob es ein Teil des festen Landes oder nur eine große Insel sein möchte. Nach einigen Tagen überzeugte er sich von der Wahrheit der letztern Meinung und erfuhr, daß diese ansehnliche Insel in der Landessprache Cuba genannt würde.

Kolumbus ankerte in der Mündung eines breiten Stromes, voll Begierde, das Land und die Einwohner desselben näher kennen zu lernen. Allein alle flohen beim Anblick der europäischen Schiffe in die Gebirge und ließen ihre Hütten im Stiche. Nur ein einziger von ihnen hatte das Herz, in einem kleinen Nachen herbei zu rudern und an Bord zu kommen. Nachdem man sich der Freundschaft dieses Indianers durch kleine Geschenke versichert hatte, schickte der Admiral mit ihm und einem der mitgebrachten Einwohner von Guanahani nur zwei Spanier ans Land mit dem Auftrage, die Beschaffenheit desselben vorläufig zu besichtigen

und den Eingebornen Vertrauen einzuflößen, weil er besorgte, daß sie beim Anblick eines größern Haufens noch weiter fliehen möchten.

Nachdem nun die beiden abgesandten Spanier bis auf 12 Meilen weit landeinwärts gegangen waren, kamen sie wieder zurück und statteten dem Admiral folgenden Bericht ab:

„Wir haben einen großen Teil des Landes, durch welches wir gegangen sind, angebaut und jede Gegend desselben ungemein fruchtbar befunden. Die Felder tragen indianisches Korn oder Mais und eine gewisse Wurzel, die geröstet wie Brot genossen wird. Wir kamen endlich an eine kleine indianische Stadt, die aus ungefähr fünfzig hölzernen Wohnungen bestand und wohl an tausend Einwohner hatte. Die Vornehmsten derselben kamen uns entgegen, und da sie von unsern indianischen Begleitern gehört hatten, was für Leute wir wären, so nahmen sie uns bei den Armen, führten uns in die Stadt und wiesen uns eine geräumige Wohnung an. Hier mußten wir uns auf eine Art von Stühlen setzen, welche die Gestalt irgend eines Tiers hatten, dessen Schwanz zur Lehne diente. Die Augen und Ohren dieser hölzernen Tiere waren von Gold. Sobald wir uns niedergelassen hatten, setzten sich die Indianer neben uns auf den Boden, wobei sie uns die Hände und Füße küßten und uns so viel Ehrerbietung bezeigten, daß man wohl sehen konnte, daß wir auch von ihnen für übermenschliche, himmlische Wesen gehalten wurden. Man gab uns auch von den gerösteten Brotwurzeln zu essen, die fast wie Kastanien schmeckten, und wir bemerkten, daß die ganze Versammlung der uns bedienenden Wilden aus lauter Mannspersonen bestand. Nach einer Weile verließen uns diese, und nun traten ebensoviele Weiber herzu, welche alle die Ehrenbezeigungen wiederholten, die wir von den Männern schon genossen hatten. — Da wir endlich wieder zurückkehren wollten, erbot sich eine Menge der Eingebornen, uns zu begleiten. Allein wir lehnten diese Ehre ab und nahmen nur die Begleitung des Königs und seines Sohnes an, welche uns auch bisher begleitet und veranlaßt haben, daß man uns überall mit großer Ehrerbietung begegnet ist.“

Der Admiral zeigte diesen beiden fürstlichen Gästen

seine Dankbarkeit und bewirtete sie an Bord seines Schiffes mit vieler Achtung.

Auf seine abermalige Erkundigung, wo denn das Gold angetroffen werde, wies man gegen Osten hin und konnte nicht begreifen, warum die weißen Männer eine so heftige Begierde nach diesem Metalle äußerten, welches in ihren Augen fast gar keinen Wert hatte und von ihnen nur zum Putze gebraucht wurde. Die weißen Männer hingegen wunderten sich ebensosehr über die Einfalt dieser guten Leute und Kolumbus kürzte seinen Aufenthalt bei dieser Insel ab, um dem erhaltenen Fingerzeige zu folgen und das gewünschte Goldland aufzusuchen, welches von den Indianern Haiti genannt wurde.

Von Cuba, welches Kolumbus den 19. November verließ, nahm er zwölf der Eingebornen mit sich, um sie auf seiner Rückreise nach Spanien zu führen. Diese verließen ihr Vaterland mit der größten Gleichgültigkeit, weil Kolumbus dafür sorgte, daß ihnen ihr Aufenthalt auf den Schiffen durch ein liebreiches Betragen so angenehm wie möglich gemacht wurde.

Während nun widriger Wind wehte und Kolumbus mit seinem großen Schiffe nur langsam vorwärts kam, suchte Alonzo Pinzon, der Kapitän der Pinta, weil sein Schiff unter allen am besten segelte, dem Admiral zu entwischen, um der erste in dem Goldlande zu sein und seine Säcke anzufüllen, ehe noch die andern angekommen sein würden.

Kolumbus, der die Absicht merkte, gab ihm das Signal zu warten, allein Pinzon kehrte sich nicht daran, sondern eilte, so sehr er konnte, den Durst nach Gold zu befriedigen, der ihn die Pflicht der Folgsamkeit vergessen machte.

Der Admiral mußte geschehen lassen, was er nicht ändern konnte, und da die Witterung bald darauf so stürmisch wurde, daß es gefährlich schien, die See zu halten, so kehrte er nebst der Nina wieder nach Cuba zurück und legte sich in einem Hafen daselbst vor Anker. Er wandte die Zeit, die er hier zubringen mußte, zu ferneren Untersuchungen des Landes an, welches überall ein sehr lachendes und fruchtbares Ansehen hatte. In der Lebensart der Einwohner bemerkte man einen Umstand, der den Spaniern anfangs

Ekel verursachte. Man sah sie nämlich eine Art großer Spinnen, Würmer, die im faulen Holze leben, und halb gargekochte Fische, von denen sie vorher die Augen roh verschluckten, mit großem Appetite speisen. Nach und nach ließen einige Spanier sich gelüsten eben dieselben ekelhaften Gerichte zu versuchen, und dieser Versuch bekam keinem übel. Sobald das Wetter wieder günstig geworden, lief Kolumbus von neuem aus, um Haiti und seinen treulosen Gefährten Pinzon aufzusuchen.

Er brauchte nur 16 Meilen zu segeln, so war er da. Es war am 6. Dezember, als er bei Haiti ankam, und diese Insel, die er Hispaniola oder Klein-Spanien nannte, weil er zwischen ihr und Spanien in Ansehung der natürlichen Beschaffenheit einige Aehnlichkeiten bemerkte, ist das einzige von den bisher von ihm entdeckten Ländern, welches den Namen, den er ihm gab, bis jetzt behalten hat.

Bei seiner Ankunft flüchteten die Eingebornen in die Wälder, und von der Pinta war nichts zu sehen oder zu hören. Der Admiral verließ deswegen bald wieder den Hafen, in welchen er eingelaufen war, und fing an, längs der Küste der Insel gegen Norden zu steuern.

Nachdem er in einem andern Hafen vor Anker gekommen war, sah er seinen Wunsch, mit den Eingeborenen in Bekanntschaft zu geraten, erfüllt. Eine aufgefangene, liebreich behandelte und reichlich beschenkte Indianerin machte ihren Landsleuten eine so vorteilhafte Beschreibung von den Spaniern, daß sie kein Bedenken trugen, sich ihnen zu nähern, um ähnliche Wunderdinge zu sehen und zu erhalten, wie man dieser Indianerin zum Geschenk gemacht hatte.

Diese Leute waren an Gestalt und Sitten den Einwohnern auf Guanahani und Cuba völlig gleich. Auch sie gingen ungekleidet, waren kupferfarbig von Ansehen und blöde, unwissend und sanft von Gemüt, wie jene. Erstaunt über alles, was sie sahen, schienen auch sie der Meinung zu sein, daß die Spanier keine Menschen, sondern vielmehr himmlische Wesen seien. Man sah mehr Gold in ihrem Putze schimmern, als bei den vorigen Insulanern, und dieses Metall war auch ihnen so wenig ans Herz gewachsen, daß sie sich glücklich schätzten, es gegen ein paar Glaskorallen,

Stecknadeln, Schellen und andre dergleichen Kostbarkeiten vertauschen zu können. Da Kolumbus abermals nach dem Orte forschte, wo das Gold gefunden würde, zeigten sie nach der östlichen Gegend, und man ging sofort unter Segel in der Hoffnung, nun bald bei der Quelle unermeßlicher Reichtümer zu sein.

---

## Siebentes Kapitel.

Der Fürst Guakanahari auf Hispaniola. Das Admiralsschiff strandet. Es bleiben 43 Mann zurück. Beginn der Rückreise.

Nachdem man in einer andern Bucht bei ebenderselben Insel Hispaniola vor Anker gekommen war, so geruhte der Kazike, der Fürst und Beherrscher dieser Gegend, der von den weißen Wundermännern Nachricht eingezogen hatte, bei dem Admiral in eigener Person einen Besuch zu machen. Sein Gefolge war ansehnlich. Er selbst wurde von vier Männern auf einem Tragsessel getragen; aber mit Kleidungsstücken war sein fürstlicher Leib ebensowenig wie die Leiber seiner Unterthanen beschwert.

Er trug nicht das mindeste Bedenken, sogleich an Bord zu gehen und da er vernahm, daß der Admiral soeben zu Tische saß, so ließ er sich in Begleitung von zwei alten Männern, die seine Räte zu sein schienen, zu ihm in die Kajütte führen. Ehrerbietig und zugleich vertraulich setzte er sich neben Kolumbus nieder, und die beiden Alten lagerten sich zu seinen Füßen. Dieser ließ ihm Speisen und Wein reichen. Er kostete davon und schickte das übrige seinen Leuten, die auf dem Verdecke zurückgeblieben waren. Nach beendigter Mahlzeit machte er dem Admiral ein Geschenk von einigen Goldblechen und von einem künstlich verfertigten Gürtel; Kolumbus beschenkte ihn mit einer Schnur Bernsteinkorallen, mit einem Paar roten Pantoffeln, mit einer Bettdecke und mit einer Flasche voll Pomeranzblütwasser. Hierüber geriet der indianische Fürst in so großes Entzücken, daß er im Uebermaß seiner Dankbarkeit dem Admiral zu verstehen gab, sein ganzes Land stehe ihm zu Diensten.

Das Betragen dieses nackten Fürsten gegen seine eigenen Leute war majestätisch, gegen die Spanier hingegen in hohem Grade vertraulich. Er betrachtete alles mit großer Aufmerksamkeit und äußerte über alle die seltsamen Sachen, die er auf dem Schiffe sah, seine höchste Verwunderung. Gegen Abend verlangte er, wieder ans Land gesetzt zu werden. Man erfüllte seinen Willen, und um die Eindrücke des Erstaunens, mit denen er das Schiff verließ, noch mehr zu verstärken, ließ der Admiral ihn noch mit einem Kanonenschusse begrüßen. Auch ihm war es hierauf ausgemacht, daß diese weißen Wesen himmlischer Herkunft seien, weil sie über Blitz und Donner gebieten können. Die Ehrfurcht, welche seine Unterthanen diesen ihren himmlischen Gästen bewiesen, ging so weit, daß sie die Fußstapfen küßten, welche ein Spanier im Gehen zurückließ.

Da diese Gegend noch immer nicht die reichen Goldgruben enthielt, welche jetzt das einzige Ziel aller Wünsche waren, so ließ Kolumbus die Anker lichten, um noch weiter gegen Osten zu segeln.

Alle eingezogenen Nachrichten stimmten darin überein, daß das Gold in einer gewissen bergigen Gegend gefunden würde, die einen sehr mächtigen Kaziken zum Oberhaupt hätte. An diesen also hatte Kolumbus eine Gesandtschaft geschickt, und da ihn derselbe auf eine recht dringende Weise zu sich einladen ließ, so eilte der Admiral, von dieser angenehmen Einladung Gebrauch zu machen. Hätte er gewußt, welch ein trauriger Unfall ihm auf dieser kurzen Fahrt bevorstand, er würde weniger geeilt, würde lieber auf alles Gold und Silber Verzicht gethan haben, als den Besitz desselben so teuer erkaufen zu wollen.

Man war auf dieser neuen Fahrt bis zu einem Vorgebirge gekommen, wo der Admiral bei stillem Wetter ungefähr eine Meile vom Lande den Anker fallen ließ. Seit zwei Tagen war kein Schlaf in seine Augen gekommen, die Natur forderte ihre Rechte, und er legte sich, nachdem er das Steuerruder dem Steuermanne mit dem ernstlichen Befehle, es nicht zu verlassen, anvertraut hatte, gegen Mitternacht ein wenig zur Ruhe. Kaum war er eingeschlummert, so folgte das unbesorgte Schiffsvolk seinem Beispiele, jeder

verließ seinen Posten und legte sich schlafen. Sogar der Steuermann, der bei so stiller See keine Gefahr besorgte, war gewissenlos genug, den Befehl seines Vorgesetzten in den Wind zu schlagen und das ihm anvertraute Geschäft einem unwissenden Schiffsjungen zu übertragen, indem er selbst sich gleichfalls zur Ruhe begab. Dieser unerfahrene Bursche blieb also der einzig Wachende auf dem ganzen Schiffe.

Indes nun jedermann in tiefem Schlafe lag, wurde das Schiff von einem Meerstrome allmählich gegen die Küste getrieben. Plötzlich erhielt es einen so gewaltigen Stoß, daß dem erschrockenen Schiffsjungen das Steuer aus den Händen fuhr. Durch das Geschrei desselben aufgeweckt, sprang Kolumbus auf das Verdeck, sah die Felsen und merkte bald, daß das Schiff auf einem derselben gestrandet sei. Alle gerieten in verzweifelnde Bestürzung, nur er allein behielt Gegenwart des Geistes genug, um zur Rettung des Schiffes, wenn dasselbe gerettet werden könnte, die nötigen Verfügungen zu treffen.

Er befahl augenblicklich einigen seiner Leute, ins Boot zu springen und in einer gewissen Entfernung einen Anker auszuwerfen, um durch Hilfe desselben das Schiff von dem Felsen abzuwinden. Allein die Verzweiflung dieser Leute war so groß, daß sie, statt diesen Befehl zu erfüllen, nur an die Erhaltung ihres eigenen Lebens dachten und nach der Nina flüchteten. Doch der Kommandeur dieses Schiffes weigerte sich, Leute aufzunehmen, die ihre Pflicht vergessen und ihren Anführer im Stiche gelassen hatten. Sie sahen sich also genötigt, wieder nach dem gestrandeten Schiffe zurückzukehren.

Kolumbus ließ unterdes die Masten kappen und das Entbehrlichste über Bord werfen, um das Schiff zu erleichtern, aber alles war umsonst. Das Schiff spaltete nahe am Kiel, und das Wasser stürzte so schnell und so unaufhaltsam ein, daß an kein Retten mehr zu denken war. Der Admiral begab sich also mit allen seinen Leuten in die ihm zu Hilfe kommenden Boote und ließ nach der Nina rudern.

Am andern Morgen schickte er Boten an den Kaziken, die ihm den Unfall, der ihn betroffen hätte, melden und ihn um den Beistand seiner Leute zur Rettung einiger Sachen auf dem gestrandeten Schiffe bitten sollten.

Der Kazike — Guakanahari war sein Name — bezeigte über diese Nachricht seine aufrichtige Betrübnis und eilte mit weinenden Augen nebst allen seinen Leuten den schiffbrüchigen Europäern Beistand zu leisten. Diese gutmütigen Insulaner waren so weit entfernt, sich diesen Unfall zu nutze zu machen, um etwas von den Sachen des gestrandeten Schiffes zu entwenden, daß sie vielmehr alle ihre Kräfte aufboten, so viel zu retten, als ihnen nur immer möglich war. Sie brachten in größter Geschwindigkeit eine Menge Kähne zusammen, und durch die vereinte Hilfe so vieler Menschen wurde das meiste, was einigen Wert hatte, glücklich ans Land geschafft.

Der edle Guakanahari nahm die geborgenen Sachen alle in seinen eigenen Schutz und schickte von Zeit zu Zeit einige von seinen Anverwandten an Kolumbus ab, die ihn mit Thränen bitten mußten, sich doch ja nicht zu kränken, weil er geben wollte alles, was er nur hätte. Er ließ die geretteten Sachen an einen Ort nahe bei seiner eigenen Wohnung bringen, bis die Häuser, in denen sie aufbewahrt werden sollten, ausgeleert wären. Auch stellte er bewaffnete Leute dabei, welche sie bewachen mußten, ungeachtet dies kaum nötig zu sein schien, weil alle seine Unterthanen das Unglück der weißen Männer so herzlich beweinten, als wenn es sie selbst betroffen hätte.

Kolumbus macht in dem Berichte, den er seinem Hofe abstattete, von der liebenswürdigen Gemütsart dieser edlen Wilden eine überaus rührende Beschreibung. „In der That," sagt er, „sind diese Leute so liebreich, so leutselig und so friedsam, daß ich Ew. Hoheiten versichere, es könne in der ganzen Welt keine besseren Menschen geben. Sie lieben ihren Nächsten, wie sich selbst; ihr Umgang ist der leutseligste und angenehmste von der Welt, immer heiter, munter und mit einem sanften Lächeln begleitet. Und ob es gleich wahr ist, daß sie nackt gehen, so können Ew. Hoheiten doch überzeugt sein, daß sie viele sehr löbliche Gebräuche haben. Der König wird mit großem Gepränge bedient, und sein Betragen ist so anständig, daß man ihm mit Vergnügen zusieht, sowie man auch das bewundernswürdige Gedächtnis, das diese Leute haben, und ihre Begierde, jedes Ding zu

kennen, und seinen Ursachen und Wirkungen nachzuforschen, mit Vergnügen bemerkt.“

Da Guakanahari gehört hatte, wie sehr die Europäer das Gold liebten, so machte er ihnen, um sie wegen ihres Unfalls zu trösten, Geschenke von Goldplatten und versprach, ihnen noch weit mehr von einem Orte holen zu lassen, den er Zibao nannte. Auch viele seines Volkes trugen dergleichen herbei und freuten sich, es gegen allerhand europäische Kleinigkeiten vertauschen zu können. Einer derselben, der ein ziemlich großes Stück dieses Metalls in der einen Hand hielt, streckte die andre gegen einen Spanier aus, und da dieser ihm eine Schelle hineinlegte, ließ er augenblicklich das Gold fallen und rannte wie ein Dieb davon, weil er glaubte, den weißen Mann übervorteilt zu haben.

Kolumbus' Leute fingen nun an, sich diesen Aufenthalt recht sehr gefallen zu lassen, indes er selbst von schweren Sorgen Tag und Nacht gefoltert wurde. Sein bestes Schiff war dahin; Pinzon, der treulose Pinzon hatte ihn verlassen; das einzige nun noch übrige Schiff war so klein und so baufällig, daß es weder alle seine Leute fassen, noch ohne Verwegenheit zu einer so weiten Rückreise gebraucht werden konnte. Was sollte er nun anfangen?

Nachdem er die Sache lange und reiflich genug erwogen hatte, so faßte er endlich folgenden Entschluß. Er selbst wollte mit einem Teile seiner Leute sich wieder einschiffen und trotz aller Gefahren die Rückreise unternehmen, um dem spanischen Hofe von seinen bisherigen Entdeckungen Bericht abzustatten, den Rest seiner Leute wollte er als eine Kolonie auf Hispaniola zurücklassen. Dieser Entschluß wurde von allen gebilligt, und es fanden sich augenblicklich Freiwillige genug, die zurückzubleiben wünschten. Auch der Kazike Guakanahari war weit entfernt, etwas dagegen zu haben; er schätzte sich vielmehr glücklich, daß einige dieser himmlischen Fremdlinge bei ihm bleiben und gegen seine Feinde ihn und sein Volk beschützen würden.

Seiner Aussage nach nämlich wohnte auf verschiedenen südöstlichen Inseln ein wildes, barbarisches Volk, welches er Karaiben nannte. Von diesen, sagte er, würden sie von Zeit zu Zeit überfallen; und da sein eigenes Volk zu schwach

wäre, ihnen die Spitze zu bieten, so bliebe ihnen bei der Annäherung dieser ihrer Feinde weiter nichts als eine plötzliche Flucht in die Gebirge übrig.

Kolumbus versprach, ihn und sein Volk in Schutz zu nehmen. Um ihm zu zeigen, was es mit der europäischen Kriegskunst auf sich hätte, ließ er seine Leute in Gegenwart des Kaziken einige militärische Uebungen anstellen. Alle indianischen Zuschauer waren erstaunt; aber da nun vollends die von dem gestrandeten Schiffe geretteten Kanonen abgebrannt wurden, gerieten sie so in Schrecken, daß sie betäubt zu Boden stürzten und den Kopf mit beiden Händen bedeckten. Guakanahari selbst geriet in große Bestürzung, Kolumbus aber bedeutete ihm, daß er diesen Donner nur zu seinem Schutze wider seine Feinde, die Karaiben, gebrauchen wolle. Um ihm noch anschaulicher zu zeigen, wie erstaunlich groß die Wirkung dieser feuerspeienden Massen sei, ließ er eine scharfgeladene Kanone nach dem gestrandeten Schiffe richten und darauf losbrennen. Die Kugel fuhr durch dasselbe hindurch und schlug auf der andern Seite sichtbar in die See. Dieser Anblick setzte den Kaziken so in Erstaunen, daß er in tiefem Nachsinnen nach Hause ging und nun fest überzeugt war, daß seine Gäste Abkömmlinge des Himmels wären und als solche über Donner und Blitz zu gebieten hätten.

Man wandte hierauf einige Tage zur Anlegung eines Forts oder einer kleinen Festung an, und die gutmütigen Indianer leisteten den Europäern allen möglichen Beistand. Die Unglücklichen wußten nicht, daß sie selbst die Ketten schmieden halfen, mit denen sie einst gefesselt werden sollten.

So oft der Admiral am Lande war, wurde ihm von Guakanahari irgend eine auszeichnende Ehre erwiesen, die er jedesmal freigebig zu erwidern suchte. Einst empfing ihn der Kazike mit einer goldenen Krone auf dem Haupte und führte ihn in ein wohlaufgeputztes Haus. Hier nahm er sich die Krone ab und setzte sie ehrerbietig auf das Haupt seines Gastes. Kolumbus nahm hierauf sogleich eine Halskette von sehr kleinen Perlen, die er selbst um den Hals zu tragen pflegte, und hing sie dem Fürsten um. Dann zog er ein sehr schönes Kleid, welches er trug, vom Leibe,

bekleidete den Kaziken eigenhändig mit demselben und steckte auf den Finger desselben einen silbernen Ring. Auch hiermit noch nicht zufrieden, ließ er ein Paar rote Halbstiefel holen, die er ihm gleichfalls anziehen ließ. Diese gegenseitigen Beweise von freigebiger Güte besiegelten das Freundschaftsbündnis, welches beide miteinander geschlossen hatten.

In zehn Tagen war die Zitadelle fertig. Kolumbus wählte hierauf unter denen, welche zurückzubleiben wünschten, dreiundvierzig aus und ernannte zu ihrem Anführer den Diego de Arana, einen unter seinen Reisegefährten sich befindenden Edelmann. Er befahl den sämtlichen Zurückbleibenden, diesem ihrem Oberhaupte pünktlich zu gehorchen, die gute Meinung des Guakanahari und seines Volks auf alle Weise zu erhalten zu suchen und sich mit der Landessprache bekannt zu machen. Den Ort, wo er seine Leute zurückließ, nannte er Navidad.

Hierauf ging Kolumbus an Bord seines sehr baufälligen Schiffes und lichtete am 4. Januar 1493 unter dem Zuruf der Zurückbleibenden die Anker. Ein kühnes Unternehmen! Mit einem einzigen alten, schadhaften Schiffe wollte er den großen, noch so wenig bekannten Ozean durchschneiden.

Um aber dem argwöhnischen Hofe, der ihn abgesandt hatte, jeden Zweifel an der Wahrheit seines Berichts zu benehmen, hatte Kolumbus von allen merkwürdigen Naturgütern der von ihm entdeckten Länder einige Proben auf sein Schiff bringen lassen, um sie mitzunehmen. Dazu gehörten außer dem Golde, das unter allem am willkommensten sein mußte, einige Eingeborne von jeder bisher besuchten Insel nebst verschiedenen unbekannten Vögeln und andern teils natürlichen, teils durch Kunst verfertigten Merkwürdigkeiten, welche von der Wichtigkeit der Entdeckungen einen Begriff geben konnten.

Auf seiner nun angetretenen östlichen Fahrt hielt Kolumbus sich noch eine Zeitlang an den Küsten von Hispaniola auf, um noch mehrere Gegenden dieses Landes in Augenschein zu nehmen. Am zweiten Tage nach seiner Abreise zeigte sich von fern etwas seinen Blicken, welches einem Schiffe ähnlich sah. Er richtete sogleich seinen Lauf dahin und fand, was er zu finden nicht mehr gehofft hatte,

daß es das Schiff des treulosen Pinzon war, dem er nunmehr schon seit sechs Wochen vergeblich nachgespürt hatte.

Pinzon kam bei ihm an Bord und suchte sich zu rechtfertigen, indem er alle Schuld auf das stürmische Wetter schob, durch welches er, wie er sagte, wider Willen verschlagen worden wäre. Kolumbus war zwar von der Nichtigkeit dieser Entschuldigung überzeugt, allein seine natürliche Neigung zur Großmut und seine Klugheit rieten ihm, lieber Nachsicht als Strenge auszuüben. Er stellte sich also, als wenn er den scheinbaren Ausreden des Pinzon Glauben beimäße, und nahm ihn wieder in seine Gunst auf, höchst vergnügt, daß er die Nachricht von seinen wichtigen Entdeckungen nun nicht mehr einem einzigen, schon so baufällig gewordenen Schiffe anvertrauen durfte.

Pinzon hatte sich gleichfalls an den Küsten von Hispaniola, nur in andern Gegenden, verweilt, um Gold einzutauschen.

---

## Achtes Kapitel.

Die Rückreise. Sturm auf der Fahrt. Ankunft auf den Azoren, in Lissabon, im Hafen von Palos.

Ein frischer Westwind, der sich recht zum guten Glücke aufgemacht hat, bläst die beiden Schiffe vor sich hin, als flögen sie davon, und das vergnügte Schiffsvolk ist mit seinen Gedanken schon in Spanien, ist schon mitten unter einer Menge neugieriger Zuhörer, welche die Erzählung von den Wundern der neuen Welt in das lebhafteste Erstaunen setzt.

Da steigt am westlichen Himmel ein Wettergewölk herauf. Das Unwetter zieht schnell heran. Schon wird es dunkel und immer dunkler, und das bange Schiffsvolk steht in ängstlicher Erwartung dessen, das da kommen soll, auf dem Verdecke und hat seine Augen auf den Admiral gerichtet, welcher mit seiner gewöhnlichen Unerschrockenheit die nötigen Verhaltungsbefehle austeilt.

Jetzt beginnen die Wogen des weiten Ozeans anzuschwellen, die Schiffe tanzen, das Tauwerk klappert, und der

Sturmwind heult durch die Masten fürchterlich. Es blitzt und wird wieder Nacht, es donnert und ein reichlicher Platzregen stürzt herab auf die taumelnden Schiffe. Jetzt, jetzt bricht die Wut des heftigen Ungewitters mit allen seinen Schrecken hervor. Die Blitze leuchten, der Donner kracht, die Wellen rauschen, die Winde brüllen und die schwankenden Schiffe werden von mächtigen Wogen bald hoch in die Luft, bald in den tiefsten Abgrund hinabgeschleudert.

Furcht und Entsetzen hat sich der ganzen Mannschaft bemächtigt. Einige liegen auf ihren Knieen und flehen mit aufgehobenen Händen um die Erhaltung ihres Lebens, andre stehen oder liegen blaß, stumm und sinnlos, scheinen mehr tot als lebendig zu sein, noch andre nehmen zu abergläubischen Mitteln ihre Zuflucht und geloben, wenn der Himmel sie am Leben erhalten würde, in dem ersten christlichen Lande, in welches sie kommen würden, barfuß und im bloßen Hemde nach irgend einer, der Jungfrau Maria gewidmeten Kirche zu wallfahrten.

Die Leute des Kolumbus befinden sich in einer entsetzlichen Lage. Noch schwanken sie zwischen Tod und Leben, und jeder neu herbeirollende Wasserberg, der die Schiffe auf seinen mächtigen Rücken nimmt, um sie krachend wieder in den Abgrund hinabzustürzen, scheint ihr Schicksal entscheiden zu wollen. Vergebens wendet Kolumbus mit der größten Gegenwart des Geistes alle die schützenden Rettungsmittel an, welche Klugheit und Erfahrung ihm an die Hand geben, vergebens spricht er seinen Leuten Mut zu und sucht sie zu bewegen, ihre sinkenden Hände in Thätigkeit zu erhalten. Seine Leute sind entseelte Körper, mit denen nichts mehr anzufangen ist, und das Ungewitter rast mit unwiderstehlicher Gewalt. Endlich, da er sich selbst nicht mehr verheimlichen kann, daß alle menschliche Hilfe fruchtlos ist, begibt er sich mit schwerem Herzen in seine Kajütte, um Maßregeln zu treffen, daß seine Entdeckung der Menschheit nicht verloren gehe.

Nichts kränkte den Kolumbus mehr, als der Gedanke, daß alle die wichtigen Nachrichten, die er nach Europa bringen wollte, verloren gehen sollten. Wie ein scharfes zweischneidiges Schwert fuhr diese Besorgnis durch sein großes Herz und

bewog ihn, nicht mehr an sich selbst und an seine eigene Erhaltung, sondern lediglich auf die Abwendung dieses in seinen Augen alles überwiegenden Unglücks zu denken. In der offenbaren Todesgefahr war der unerschrockene Mann noch fähig, klar zu denken, ruhig zu denken, gediegene Entschlüsse zu fassen und auszuführen.

Er ergriff eine Pergamenthaut, beschrieb dieselbe mit den wichtigsten Nachrichten von seinen Entdeckungen, wickelte sie in ein mit Oel getränktes Tuch, das er mit Wachs überzog. Dieses Päckchen verschloß er in eine wohlverwahrte Tonne, die er in die See warf. Er hoffte, das Meer würde die Tonne irgendwo ans Land werfen, dort würde sie jemand finden, eröffnen, und so würde seine Entdeckung doch bekannt werden.

Eine Zeitlang nachher befestigte er eine zweite Tonne mit einem gleichen Inhalte an dem Hinterteile des Schiffes, um sie bis dahin mitzunehmen, wo das Fahrzeug mit ihm und seinen Leuten untergehen würde.

Inzwischen ist zur Vergrößerung der Schrecken des fürchterlichsten Todes, dem die Mannschaft des Kolumbus mit jedem Augenblicke entgegensieht, die schwärzeste und greulichste aller Nächte angebrochen. Kein mildes Sternchen, das den Verzweifelnden Hoffnung bringen könnte, läßt sich blicken. Himmel, Luft und Meer sind von der dicksten, grauenvollsten Finsternis verschlungen, und der tobende Orkan macht die ganze schwarze Nacht hindurch auch nicht die allerkleinste Pause in seiner Wut. So schweben die Leute zwischen Tod und Leben schon halb entseelt dahin, bis endlich die schreckenvollste Nacht entweicht und das hervorschimmernde Tageslicht zur unaussprechlichen Freude des wiederauflebenden Schiffsvolkes in grauer Ferne ein aus dem Meer emporsteigendes Land enthüllt.

Die Azoren lagen den angsterfüllten Leuten vor Augen, aber wegen des noch immer anhaltenden, heftigen Sturmes konnte sich das Schiff des Kolumbus der Küste nicht nähern. So sehr sich daher auch alles Volk nach einer baldigen Landung sehnte, so sah man sich dennoch genötigt, unter beständig fortdauernden Gefahren noch vier Tage lang zu lavieren. Die Pinta war verschwunden, und es blieb zweifel-

haft, ob sie untergegangen war, oder ob ihr Anführer Pinzon sich abermals Sturm und Nacht zu nutze gemacht hatte, um den Admiral zu verlassen und der erste zu sein, der die erfreulichen Nachrichten von den gemachten Entdeckungen nach Spanien brächte. Endlich ließ der Sturm ein wenig nach, der Admiral ergriff den glücklichen Augenblick, lief unverzüglich ein und legte sich vor Anker.

Es fanden sich bald einige Portugiesen bei den Schiffen ein, welche Lebensmittel und Erfrischungen feil boten und sich zugleich erkundigten, woher sie kämen und wohin sie jetzt zu fahren gedächten.

Da man von diesen Leuten vernahm, daß nicht weit von der Küste ein der Jungfrau Maria geheiligtes Bethaus sei, so erlaubte Kolumbus der Hälfte seines Volks, ans Land zu gehen und sich des Gelübdes der Wallfahrt zu entledigen, zu der sich seine Leute verpflichtet hatten. Er selbst war von vielem Wachen, Arbeiten und den Gemütsbewegungen an beiden Lenden lahm geworden und mußte daher an Bord bleiben. Er befahl aber den abfahrenden Pilgern, sobald als möglich wieder zurückzukehren, damit nach ihnen auch das übrige Schiffsvolk zur Abtragung des Gelübdes ans Land gehen könnte. Man versprach, seinen Befehl zu erfüllen, entkleidete sich, und trat barfuß und im bloßen Hemde den feierlichen Gang nach derjenigen Gegend an, in welcher die Kapelle liegen sollte.

Nach einigen Stunden sah man der Rückkehr der Leute entgegen, aber sie kamen nicht; man wartete noch eine Stunde und noch eine, aber es ließ sich niemand blicken. Es wurde endlich Nacht, die Leute blieben aus. Kolumbus schöpfte Verdacht, aber um etwas Gewisses zu erfahren, mußte er warten bis zum kommenden Morgen.

Der Morgen kam, und nun erfuhr er zu seinem Erstaunen, daß die portugiesische Besatzung sich der nackten Pilger bemächtigt und sie in sichere Verwahrung gebracht hatte.

Kolumbus empfand den äußersten Unwillen über diese treulose Behandlung, und da alle Vorstellungen, die er deswegen machen ließ, vergeblich waren, so drohte er endlich mit einem Schwure, daß er nicht eher absegeln wolle, bis

er hundert Portugiesen gefangen genommen und die ganze Insel verwüstet hätte. Diese Drohung machte Eindruck. Man schickte Abgeordnete an ihn ab, die sich im Namen des Statthalters erkundigen mußten, ob er und seine Schiffe auch in Diensten des spanischen Hofes waren. Nachdem Kolumbus ihnen dies durch seinen Beglaubigungsbrief bewiesen hatte, so wurden die Gefangenen wieder losgegeben. Der Statthalter hatte nämlich, wie man sagt, Befehl von seinem Könige, sich, wenn er könne, der Person des Kolumbus zu bemächtigen, vermutlich um ihn und seine Leute auf ewig einzukerkern und dann im stillen die von ihm entdeckten Länder in Besitz zu nehmen. Da man nun aber ihm selbst nicht ankommen konnte, weil er an Bord geblieben war, so hielt man es für ratsam, ihm auch seine Leute wieder zurückzugeben und sich zu stellen, als hätte man nicht geglaubt, daß sie Spanier wären.

Froh über den glücklichen Ausgang dieses verdrießlichen Handels ging Kolumbus wieder unter Segel in der angenehmen Hoffnung, nun bald das Ende aller seiner Mühseligkeiten und aller Gefahren zu erreichen. Aber der Himmel hatte beschlossen, seine Standhaftigkeit noch einmal auf eine harte Probe zu stellen.

Es brach von neuem der fürchterlichste Sturm aus. Das Schiff wurde von seinem Laufe verschlagen, die Segel zerrissen, die Masten wankten, und mit jeder anschlagenden Welle erwartete man verzweiflungsvoll den gänzlichen Untergang. In diesem hoffnungslosen Zustande, der nun schon wiederum zwei Tage lang gedauert hatte, wurden die Leute um Mitternacht plötzlich einen Felsen gewahr, auf welchen das alte zerbrechliche Fahrzeug losgetrieben wurde. Wäre das Schiff noch eine Minute in derselben Richtung fortgesegelt, so wäre es zertrümmert gewesen. Aber des Kolumbus Geistesgegenwart verließ ihn auch in dieser entscheidenden schreckenvollen Minute nicht. Eine geschickte Wendung, die er eben noch zu rechter Zeit machte, rettete das Schiff, ihn und seine Leute. Er erkannte bald darauf, daß er an der portugiesischen Küste und zwar bei der Mündung des Tejo war, und es gelang ihm endlich, sich dort vor Anker zu legen.

Mit Anbruch des Tages schickte er Boten ab, einen

nach Madrid, um dem Könige von Spanien seine glückliche Ankunft zu melden, den andern nach Lissabon an den König von Portugal, um sich die Erlaubnis auszubitten, in dem Tejostrome hinauf bis an die Stadt fahren zu dürfen, um daselbst sein Schiff ausbessern zu lassen. Diese Bitte wurde ihm gewährt. Er segelte also unverzüglich nach Lissabon ab.

Das Gerücht von der Ankunft eines so merkwürdigen Schiffes hatte sich kaum in Lissabon verbreitet, als alles, was Füße hatte, nach dem Hafen rannte. Das Ufer wimmelte von Menschen, der Strom von Kähnen, weil jedermann vor Begierde brannte, den wunderbaren Mann zu sehen, der eine so außerordentliche Unternehmung glücklich zustandegebracht hatte. Einige dankten Gott für das Glück, das er dem kühnen Seefahrer verliehen, andre beseufzten das Unglück ihres Vaterlandes, diesen außerordentlichen Mann verkannt und von sich gestoßen zu haben.

Selbst der König von Portugal konnte dem Kolumbus jetzt seine Hochachtung nicht versagen, ungeachtet es ihn empfindlich schmerzte, daß Spanien durch diesen einzigen Mann so großen Zuwachs an Macht und Reichtum erhalten hatte, den er selbst, von thörichten Ratgebern verleitet, so unüberlegterweise von sich gestoßen hatte. Er befahl seinen Leuten, ihm alle mögliche Ehrerbietung zu beweisen, ließ ihm und seinen Leuten Erfrischung reichen, schrieb selbst einen sehr verbindlichen Brief an ihn und bat um seinen Besuch. Kolumbus eilte, des Königs Wunsch zu erfüllen. Als er ankam, mußte auf königlichen Befehl der ganze Hofstaat ihm ehrerbietig entgegen gehen. Während der Unterredung selbst bestand der König darauf, daß Kolumbus mit bedecktem Haupte und sitzend sprach. Bei dem Berichte von den Entdeckungen äußerte er bald die lebhafteste Reue, bald Bewunderung. Kolumbus hingegen genoß mit Bescheidenheit des Vergnügens, diejenigen Hofschranzen, welche ehemals über ihn, als über einen überspannten Menschen, die Nase gerümpft hatten, nunmehr durch den Glanz seiner Thaten geblendet, verwirrt und beschämt zu sehen.

Der König suchte ihn durch die schmeichelhaftesten Anerbietungen zu bewegen, wieder in seine Dienste zu treten, allein umsonst. Er hätte ihm die Hälfte seines Königreichs

anbieten können, ohne ihn dadurch in der Treue gegen denjenigen Hof, dem er seine Dienste nun einmal gewidmet hatte, auch nur einen Augenblick wankend zu machen.

Nachdem er sich also ehrerbietigst beurlaubt hatte und die nötigsten Ausbesserungen seines Schiffes vollendet waren, ging er wieder unter Segel und steuerte nunmehr eben demselben spanischen Hafen zu, aus dem er ausgelaufen war. Es war der 15. März, da er glücklich daselbst ankam, nachdem er sieben Monate und elf Tage abwesend gewesen war.

---

## Neuntes Kapitel.

Die zweite Reise des Kolumbus im Jahr 1493. Entdeckung einiger Inseln. Die Spanier finden das auf Haiti angelegte Fort vernichtet, ihre Landsleute getötet.

Kaum war in Palos das Gerücht von der Annäherung des Kolumbus erschollen, als alle Bewohner des Ortes nach dem Hafen liefen, um sich von der Wahrheit dieser höchsterfreulichen Nachricht durch ihre eigenen Augen zu überzeugen. Da sie nun sahen, daß das Schiff so nahe kam, daß der eine seinen Sohn, der andre seinen Bruder, ein dritter seinen Freund, eine vierte ihren Ehegatten auf dem Verdeck erkannte, da erfüllte ein allgemeines, frohlockendes Jauchzen die Luft, tausend vor Freude zitternde Arme wurden zum Empfange der geliebten Ankömmlinge ausgestreckt, tausend und abermals tausend süße Freudenthränen der Bewillkommnung wurden vergossen.

Jetzt trat Kolumbus ans Land, begrüßt durch den Donner der Kanonen, durch ein feierliches Geläute der Glocken und durch ein allgemeines, lautes Jubelgeschrei der Volksmenge. Er — weit entfernt, durch diese ihm angethane Ehre zum Stolz verleitet zu werden — ließ seine erste Sorge sein, öffentlich zu zeigen, daß aller Ruhm der glücklichen Ausführung seiner Unternehmung nicht ihm, sondern Gott gebühre. Er trat daher sogleich den Weg zu eben der Kirche an, in welcher er vor seiner Abreise den Beistand des Aller-

höchsten angerufen hatte. Seine Leute und alles Volk begleiteten ihn im feierlichsten Aufzuge.

Nachdem er sich nun öffentlich der Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott entledigt hatte, machte er sich auf den Weg nach Barcelona, einer Stadt in Katalonien, wo damals der König und die Königin von Spanien ihren Hof hatten.

Pinzon war mit der Pinta schon einige Tage früher als Kolumbus in einem andern Hafen Spaniens eingefahren und hatte sich sogleich auf den Weg gemacht, um die angenehme Nachricht von den gemachten Entdeckungen zuerst nach Hofe zu bringen. Da hat aber der König ihm befehlen lassen, nicht eher zu erscheinen, bis es in Gesellschaft des Admirals geschehen könne. Darüber soll der eitle Mann sich so geärgert haben, daß er augenblicklich in eine Krankheit verfallen ist und in wenig Tagen den Geist aufgegeben hat.

Kolumbus sah an allen Orten, durch welche sein Weg führte, einen unglaublichen Zulauf des Volks aus allen benachbarten Gegenden und hörte seinen Namen von Mund zu Mund mit lauter Bewunderung fliegen. Endlich kam er zu Barcelona an, wo der König und die Königin ihn sehnsuchtsvoll erwarteten. Der ganze Hofstaat mußte ihm ehrerbietig entgegengehen. Die Straßen waren dergestalt mit Menschen angefüllt, daß ihm kaum ein Weg zum Durchgang offen blieb. Der Zug geschah in folgender Ordnung.

Voran gingen diejenigen Indianer, die Kolumbus aus den von ihm entdeckten Inseln mitgenommen hatte, in dem ihnen eigentümlichen Staate. Hinter ihnen trug man alles, was er von goldenen Zierraten, Goldblechen und Goldkörnern mitgebracht hatte. Dann folgten diejenigen, welche Proben aller übrigen Naturgüter der neuentdeckten Länder trugen, nämlich Ballen Baumwolle, Kisten mit amerikanischem Pfeffer, Papageien, die auf fünfundzwanzig Schuh langen Rohren getragen wurden, ausgestopfte amerikanische Tiere nebst einer Menge andrer, in Europa noch nie gesehener Sachen. Endlich erschien Kolumbus selbst, der noch mehr, als alles vorhergehende, die Augen der erstaunten Zuschauer auf sich zog.

Um dem Kolumbus eine recht ausgezeichnete Ehre zu erweisen, hatten ihre Majestäten einen prächtigen Thron auf einem öffentlichen Platze errichten lassen, wo sie seiner warteten. Jetzt näherte er sich ihnen und war im Begriff, dem damaligen Gebrauche gemäß, am Fuße des Thrones niederzuknieen, als der König ihm die Hand zum Kuß reichte und ihm befahl, sich ihm zur Seite auf einen für ihn hingestellten Stuhl zu setzen. Darauf stattete er mit bescheidener Würde einen weitläuftigen Bericht von den gemachten Entdeckungen ab und zeigte die merkwürdigen Proben vor, die er von den Produkten der entdeckten Länder mitgebracht hatte.

Als er seine Erzählung beendigt hatte, knieten beide Majestäten und mit ihnen die ganze Menge der versammelten Zuschauer nieder und dankten Gott, daß er diese merkwürdige Begebenheit, welche für ihr Spanien so ausnehmend große Vorteile mit sich zu führen schien, sich habe zu ihren Zeiten ereignen lassen. Hierauf wurde Kolumbus mit den ausgesuchtesten Ehrenbezeigungen überhäuft. Man bestätigte öffentlich alles, was man ihm vor seiner Abreise zur Belohnung versprochen hatte; er und seine ganze Familie wurden in den Adelstand erhoben, und so oft der König ausritt, mußte der vielgeliebte Admiral ihm zur Seite reiten, eine Ehre, welche bis dahin nur Prinzen aus der königlichen Familie widerfahren war. Was ihn aber mehr als alles dies erfreute, war der königliche Befehl, daß man unverzüglich eine ganze Flotte zu einer zweiten Reise für ihn ausrüsten sollte.

Der König schickte unterdes einen Gesandten nach Rom, um den Papst zu bitten, daß er den Spaniern die schon entdeckten und die noch zu entdeckenden Länder in dem unbekannten Ozean erb- und eigentümlich schenken möchte. Der Papst (Alexander der Sechste war sein Name) zog auf dem Globus eine grade Linie von einem Pole zum andern in der Entfernung von hundert Meilen von den Azorischen Inseln und erklärte feierlich, daß alles Land, welches man jenseit dieser Linie entdecken würde, dem Könige von Spanien zugehören sollte. Damals nämlich glaubte man, daß ein Fürst erst dann ein neuentdecktes Land rechtmäßig besitze,

wenn den Besitz der Papst als Statthalter Gottes auf Erden bestätigt hätte.

Die Ausrüstung der Flotte wurde mit solchem Eifer betrieben, daß in kurzer Zeit siebzehn, zum Teil recht ansehnliche Schiffe zu Cadix segelfertig standen. Die Begierde, Reichtümer und Ehre zu erwerben, lockte eine unglaubliche Menge von Menschen aus allen Ständen herbei, welche diese Reise mitzumachen, zum Teil auch sich in den neuentdeckten Ländern auf immer niederzulassen wünschten, und Kolumbus, der sie alle mitzunehmen nicht im stande war, wählte fünfzehnhundert van ihnen aus und sorgte dafür, daß die Schiffe mit allem, was zur Reise und zur Anlegung verschiedener Kolonien notwendig war, versehen würden. Dazu gehörte eine Menge von Werkzeugen allerlei Art, ferner manche in der neuen Welt unbekannte Tiere, als Pferde, Esel, Kühe u. dergl., endlich auch alle europäische Getreidearten, nebst Samen von mancherlei Kräutern und Pflanzen, von denen er glaubte, daß sie unter jenem Himmelsstriche gedeihen würden.

Da er übrigens noch immer der irrigen Meinung war, daß die von ihm entdeckten Länder Teile von Indien wären, so gab man ihnen zum Unterschied von dem schon vorher bekannten Indien den Namen Westindien, weil man, um von Europa aus dahin zu kommen, gegen Westen fahren muß. Das eigentliche Indien hingegen, zu welchem man nach Osten reiste, wurde von dieser Zeit an Ostindien genannt.

Nachdem nun alles zur Abreise fertig war, ging die Flotte am 25. September 1493 von Cadix aus unter Segel. Kolumbus richtete seinen Lauf abermals erst nach den Kanarischen Inseln und kam daselbst den 5. Oktober an. Hier nahm er frisches Wasser, Holz und noch einiges Vieh, besonders Schweine, ein und segelte am 13. Oktober von Ferro aus weiter.

In zwanzig Tagen legten die Schiffe mit immer günstigem Winde eine Strecke von 800 Seemeilen zurück. Es begegnete ihnen dabei so wenig Merkwürdiges, daß über die ganze Fahrt nichts zu erzählen ist.

Es war am 2. November, also nur sechsunddreißig Tage

nach ihrer Abreise aus Spanien, da die Schiffe die Anker bei einer Insel fallen ließen, welcher Kolumbus den Namen Dominika gab, weil der Tag, an dem man sie entdeckte, gerade ein Sonntag war, der im späteren Lateinisch auch dies Dominica, d. h. Tag des Herrn, genannt wird.

Dominika ist eine der kleinen Antillen oder Karaibischen Inseln. Da man hier keinen recht bequemen Ankerplatz fand, so segelte Kolumbus bald wieder fort und entdeckte in kurzer Zeit verschiedene andre zum Teil beträchtliche Inseln, wie Mariegalante, Guadaloupe, Antigua, Portorico, St. Martin.

Auf Guadaloupe erblickte man einen prächtigen Wasserfall von einem sehr hohen und spitzigen Felsen herab, dessen lärmendes Geräusch man auf drei Meilen weit vernehmen konnte. Anfangs wurde man daselbst gar keiner Menschen ansichtig, weil sie ihre Hütten verlassen und sich zwischen die Gebirge geflüchtet hatten. Endlich brachten die ausgeschickten Spanier zwei aufgefangene Knaben ein, welche zu verstehen gaben, daß sie nicht von dieser Insel gebürtig, sondern von den Bewohnern derselben aus einer andern benachbarten Insel mit Gewalt fortgeschleppt wären. Bald darauf traf man noch sechs Weiber an, die aufs kläglichste um Hilfe flehten, weil sie gleichfalls Gefangene und zu einer ewigen Sklaverei verdammt wären. Von diesen erhielt man die schauderhafte Nachricht, daß die Bewohner dieser Inseln alle ihre Kriegsgefangene männlichen Geschlechts zu braten und zu verzehren, die weiblichen Gefangenen hingegen als Sklaven zu behalten pflegten. Sowohl die Knaben, als auch diese Weiber wurden auf ihr inständiges Flehen mitgenommen.

Bei den übrigen Inseln fand Kolumbus bestätigt, was diese Weiber und auch schon vorher der Kazike Guakanahari ihm von den kriegerischen und barbarischen Sitten dieser Nation erzählt hatten. Fast überall, wo er zu landen versuchte, wurde er mit Feindseligkeiten empfangen, und überall fand er Spuren des unmenschlichen Gebrauchs, die gefangenen Feinde als ein erhaschtes Wildbret zu verzehren. Mit Grausen sah man fast bei allen Wohnungen Gebeine und Schädel geschlachteter Menschen liegen. Dies und der Wunsch, die auf Hispaniola zurückgebliebenen Spanier sobald als möglich



Ferdinand V., König von Spanien.

durch seine Ankunft zu erfreuen, bewogen unsern Kolumbus, sich bei diesen neuentdeckten Inseln nicht lange zu verweilen, um so mehr, da jeder Versuch, mit den Eingebornen in friedliche Unterhandlung zu treten, vergeblich war. Er beschleunigte also seine Fahrt und kam am 21. desselben Monats bei Hispaniola glücklich an in einer Gegend, die nur etwa noch eine Tagereise von dem daselbst erbauten Fort Navidad entfernt war.

Einige von ihm ans Land geschickte Spanier kehrten mit der befremdenden Nachricht zurück, daß sie am Strande die toten Leiber zweier Männer mit Stricken von Baste am Halse und auf einem Holze von der Gestalt eines Kreuzes befestigt, gefunden hätten. Ob sie Europäer oder Indianer gewesen wären, getraueten sie sich nicht zu entscheiden, weil die Verwesung sie schon unkenntlich gemacht hatte.

Diese Nachricht gab dem Kolumbus Anlaß zu einer traurigen Besorgnis, deren Aufklärung er bis auf den folgenden Tag verschieben mußte. Er brachte also eine sehr unruhige Nacht hin, und sobald der Morgen angebrochen war, eilte er, sich von dem Grunde oder Ungrunde dessen, was er besorgte, durch den Augenschein zu überzeugen. Als er die Höhe von Navidad erreicht hatte, sprang er schnell in ein Boot und ließ sich ans Land rudern. Aber wie groß war sein Entsetzen, da er bei seiner Ankunft weder die zurückgelassenen Spanier, noch das von ihnen angelegte Fort, sondern nur einige Trümmer, zerlumpte Kleider und zerbrochene Waffen und Gerätschaften fand. Dieser Anblick sagte ihm alles, und zu noch größerer Ueberzeugung von dem traurigen Schicksale der verschwundenen Kolonisten fand man in einiger Entfernung elf Leichname derselben, welche die Zeichen der Ermordung an sich trugen.

Während man nun das Schicksal dieser Unglücklichen beklagte, und die meisten schon darauf dachten, wie sie die Ermordung ihrer Landsleute an den Eingebornen rächen wollten, nahte sich ihnen der Bruder des Guakanahari und stattete einen umständlichen Bericht von dem Unglücke ab, welches mit den europäischen Kolonisten sich ereignet hatte. Das Wesentliche bestand in folgender Nachricht:

Kaum war Kolumbus abgesegelt, so vergaß die zurück-

gebliebene Mannschaft den vernünftigen Rat und die Verhaltungsbefehle, die er ihnen vor seiner Abreise gegeben hatte. Statt die Einwohner des Landes durch ein leutseliges und gerechtes Betragen bei der großen Ehrfurcht zu erhalten, welche sie gegen die weißen Männer als gegen himmlische Gäste einmal gefaßt hatten, erlaubten sie sich bald nach der Abfahrt des Admirals so manche Ausschweifung und Ungerechtigkeit, so daß die Indianer wohl merken konnten, daß sie nicht nur nicht besser, sondern sogar noch schlimmer als die schwarzbraunen Menschen wären. Der zu ihrem Befehlshaber zurückgelassene Offizier versuchte die Leute im Zaume zu halten, aber sie kehrten sich weder an seine Ermahnungen, noch an seine Drohungen, kündigten ihm allen Gehorsam auf, schwärmten einzeln auf der Insel herum und übten Räubereien und Gewaltthätigkeiten aus. Am häufigsten fielen sie in das Gebiet des Kaziken von Zibao ein des in demselben befindlichen Goldes wegen. Dieser, durch ihr zügelloses Betragen gereizt, griff endlich mit seinen Leuten zu den Waffen, überfiel sie, da sie einzeln sorglos herumschwärmten, erlegte einige derselben, umringte darauf das Fort und steckte es in Brand. Ein Teil der Spanier fiel in der Verteidigung desselben, die übrigen wollten auf einem Boote entrinnen, allein sie fanden ihren Tod im Meere.

Der Erzählende setzte hinzu, daß sein Bruder, der bei allen Beleidigungen, welche die Spanier ihm zugefügt hätten, doch immer ihr Freund geblieben wäre, für sie die Waffen ergriffen, aber in einem Gefechte mit dem Kaziken von Zibao eine Wunde davon getragen hätte, an welcher er noch jetzt danieder läge.

Des Kolumbus Mannschaft war geneigt, die Wahrheit dieses letzten Teils der Erzählung in Zweifel zu ziehen und wünschte an allen Eingebornen eine blutige Rache ausüben zu dürfen; allein er selbst war zu weise und zu menschlich, um in ihr rachgieriges Vorhaben zu willigen. Er suchte sie vielmehr alle zu überzeugen, wie nötig es zur Sicherheit der auf dieser Insel von neuem anzulegenden Kolonie sei, daß man die verlorne gute Meinung und das anfängliche Vertrauen der Eingebornen womöglich wieder zu gewinnen

suchte, und empfahl deswegen allen ein liebreiches Betragen gegen sie.

Er besuchte hierauf den Kaziken Guakanahari selbst und fand ihn wirklich noch krank an einer empfangenen Wunde, die nicht von europäischen Waffen, sondern von einem hölzernen Schwerte herzurühren schien. Das unveränderte treuherzige Betragen des Kaziken sprach für die Wahrheit seiner Erzählung, die mit den ersten Nachrichten, die sein Bruder gegeben hatte, vollkommen übereinkam. Auch beeiferte sich der Kazike, unsern Kolumbus auf alle mögliche Weise von der Unveränderlichkeit seiner freundschaftlichen Gesinnungen zu überzeugen und beschenkte ihn mit 800 kleinen Muscheln, in welche diese Indianer einen großen Wert setzten, ferner mit hundert Goldplatten und mit drei Kürbisschalen voll von Goldkörnern, wofür Kolumbus ihm ein ebenso angenehmes Gegengeschenk von europäischen Tändeleien machte.

Hierauf führte Kolumbus seine Leute in eine bequemere und zugleich gesundere Gegend, um daselbst nahe bei dem Ausflusse eines kleinen Stromes eine ordentliche, befestigte Stadt anzulegen, in welcher die Zurückbleibenden einen ebenso bequemen, als sichern Aufenthalt hätten. Keinem war erlaubt, bei dieser Arbeit einen müßigen Zuschauer abzugeben. Es wuchs daher durch die vereinigten Kräfte so vieler Hände in kurzer Zeit das erste Städtchen auf, welches die Europäer in der neuen Welt erbaut haben, und Kolumbus gab ihm, seiner Königin zu Ehren, den Namen Isabella.

## Zehntes Kapitel.

Neue Entdeckungen. Kolumbus gerät in große Not. Die Eingebornen im Aufstand gegen die Spanier.

Während der Erbauung der Stadt Isabella hatte Kolumbus mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen, welche nur sein Geist überwinden konnte. Seine Spanier, die schon von Natur zur Trägheit geneigt waren, wurden in der heißen Himmelsgegend noch unfähiger zu anhaltenden Arbeiten,

welche Anstrengung erforderten, und sie murrten laut über die Beschwerlichkeiten einer Lebensart, deren Notwendigkeit sie nicht vorausgesehen hatten. Sie waren mit den ausschweifendsten Erwartungen hierher gekommen, hatten sich ungeheure Schätze und ein müßiges, bequemes Wohlleben versprochen und nun sollten sie Tag für Tag in brennender Sonnenhitze wie Taglöhner arbeiten.

Dazu kam die ungesunde Beschaffenheit der Luft, welche Erschlaffung und Krankheiten verursachte, dazu gesellte sich auch nach und nach ein beschwerlicher Mangel an vielen Notwendigkeiten des Lebens, die diese europäischen Weichlinge so wenig zu entbehren gelernt hatten. Wo aber waren die goldenen Berge, die sie anzutreffen sich versprochen hatten? Es wurde ihnen nicht einmal vergönnt, sie aufzusuchen, weil der eigensinnige Admiral erst mit aller Gewalt seine Stadt vollendet sehen wollte, bevor er ihnen erlaubte, das Innere des Landes zu besuchen.

Das waren Ursachen zur Unzufriedenheit, welche mit jedem Tage größer wurde und endlich sogar zu einer Verschwörung wider des Kolumbus Leben reifte. Zum Glück wurde das Feuer entdeckt, als es noch in der Asche glomm. Man bemächtigte sich der Rädelsführer, bestrafte einige derselben und schickte einige andre nach Spanien, um ihnen dort den Prozeß machen zu lassen. Zugleich ersuchte Kolumbus den König, ihm schleunig eine Verstärkung an Mannschaft nebst einem neuen Vorrate von Lebensmitteln zuzuschicken.

Um unterdes die unzufriedenen und aufrührerischen Gemüter seiner Leute zu zerstreuen, ließ Kolumbus mit einem Teile seiner Leute unter Führung des beherzten Ritters von Hojeda einen Zug in das Innere des Landes unternehmen. Später führte er selbst eine Abteilung seiner Mannschaft in das Innere der Insel. Zugleich wollte er den Eingebornen die Vorzüge eines europäischen Kriegsheeres zeigen. Aus dieser Ursache ließ er sein Korps in geschlossenen Gliedern, mit fliegenden Fahnen und mit Feldmusik aufmarschieren und besonders seine Reiterei allerlei Bewegungen machen, welche die Indianer in Erstaunen setzten. Diese hatten noch nie ein Pferd gesehen und glaubten daher anfänglich, daß Pferd und Reiter ein einziges Wesen aus-

machten. Die meisten flüchteten daher, sowie die Spanier sich sehen ließen, in ihre Hütten und meinten sicher zu sein, wenn sie den Eingang zu denselben mit zerbrechlichen Rohrstäben versperrt hatten.

Man hatte einige Indianer aus dem Gebiete des Guakanahari zu Wegweisern mitgenommen. So oft diese auf dem Marsche zu irgend einer Hütte ihrer Landsleute kamen, gingen sie ohne Umstände hinein und bedienten sich dessen, was in derselben war als ihres Eigentums, ohne daß die eigentlichen Besitzer etwas dagegen einzuwenden hatten. Es schien, als wenn diese gutmütigen Leute, die vielleicht sich niemals einander gesehen hatten, alles, was sie besaßen, miteinander gemein hätten.

Der Zug ging nach der goldreichen Gegend von Zibao. Man fand bestätigt, was die Eingebornen erzählt hatten. Zwar waren hier keine Goldgruben eröffnet (denn so viel Mühe hatten sich die Indianer nie gegeben, um ein Metall aufzusuchen, von dem sie fast gar keinen Gebrauch zu machen wußten), aber in jedem Bache fand man Goldsand und Goldkörner, welche das Wasser aus den Bergen losgerissen und mit sich fortgewälzt hatte.

Mit dieser frohen Nachricht kehrte man zurück nach Isabella. Diese Stadt war in der kläglichsten Verfassung. Die Lebensmittel waren fast gänzlich aufgezehrt, zum Anbau des Landes hatte man noch nicht die nötige Zeit gehabt, und die in heißen, unangebauten Ländern herrschenden Seuchen hatten überhand genommen. Alle erwarteten, in kurzem von Hunger oder von Krankheit aufgerieben zu werden, alle beseufzten ihre Thorheit, Glück, Vaterland und Gesundheit aufgeopfert zu haben, um unter einem fremden Himmelsstriche vor Hunger und Elend umzukommen, alle verwünschten die Urheber ihres Jammers, die sie durch die glänzenden Beschreibungen von der Vortrefflichkeit des neuen Landes getäuscht und zu dieser unglücklichen Unternehmung verleitet hätten.

Zum Glück war dieser Sturm für Kolumbus nicht der erste, den er ausgestanden hatte. Seine bisherigen Erfahrungen hatten ihn mit Klugheit, und die häufigen Gefahren, denen er ausgesetzt gewesen war, mit einer Stand-

haftigkeit bereichert, welche jeder Probe gewachsen war. Es gelang ihm daher auch diesmal, den Aufruhr zu dämpfen und die Ruhe wieder herzustellen.

Sobald er damit zustandegekommen war, beschloß er, auf neue Entdeckungen auszulaufen. Er übergab deswegen das Kommando über die Zurückbleibenden seinem zweiten Bruder Don Diego, er selbst lief mit einem großen und zwei kleinen Schiffen oder Barken in See und steuerte gegen Westen. Die merkwürdigste Entdeckung, die er auf dieser neuen Reise machte, war die Insel Jamaika.

Als er auf der Höhe derselben vor Anker gekommen war, schickte er Boote mit bewaffneter Mannschaft nach der Küste, welche mit dem Senkblei untersuchen sollte, ob das Wasser im Hafen tief genug sei, die Schiffe zu tragen.

Diese Boote sahen sich bald von einer Menge von Kähnen voll bewaffneter Indianer umringt, die ihnen die Landung streitig machen wollten. Da man diese Unglücklichen nicht durch Güte bewegen konnte, von ihrem Vorhaben abzustehen, so begrüßte man sie mit einem Regen von Pfeilen, so daß sie augenblicklich die Flucht ergriffen.

Da nun der Hafen brauchbar gefunden wurde, so lief Kolumbus in denselben ein, ließ seine Schiffe ausbessern und wandte die ihm übrige Zeit auf die Untersuchung des Landes an. Die Beschaffenheit desselben schien ihm noch vorzüglicher, als die von Hispaniola zu sein. Er ermangelte nicht, auch von dieser Insel im Namen des Königs von Spanien Besitz zu nehmen.

Von hier segelte er nach Cuba, um zu untersuchen, ob dieses schon vorher von ihm entdeckte Land eine Insel oder ein Teil des festen Landes sei. Jetzt fing für ihn eine Reihe von Mühseligkeiten und Gefahren an, mit denen alles, was er bis dahin ausgestanden hatte, kaum in Vergleich gesetzt zu werden verdient. Bald hatte er die schrecklichsten Stürme in den gefährlichsten, ihm noch völlig unbekannten Gegenden des Meeres auszustehen, bald sah er sich von Klippen und Sandbänken eingeschlossen, die seinen Schiffen in jedem Augenblicke den Untergang drohten, bald rannte er wirklich auf Untiefen, und die Schiffe wurden dabei so leck, daß die Kräfte der ganzen Mannschaft, die unaufhör-

lich mit Pumpen beschäftigt war, kaum hinreichten, sie flott zu erhalten, bald litt er mit seinen Gefährten Hunger und Durst, und wenn ein gutes Glück ihnen wieder einige Lebensmittel zuwarf, so war er der letzte, sich zu erquicken, weil er in jeder Verlegenheit mehr für seine Leute, als für sich selbst sorgte; bald hatte er mit der Unzufriedenheit und der Verzweiflung seiner Gefährten zu kämpfen, die ihn durch die bittersten Vorwürfe entgelten ließen, was sie unter seiner Anführung auszustehen hatten, ungeachtet er selbst jeden Mangel und jedes Ungemach so großmütig mit ihnen teilte.

Bei verschiedenen Landungen, die er auf Cuba vornahm, erfuhr er von den Eingebornen, daß dieses Land wirklich eine Insel war. In einigen Gegenden derselben wimmelte es dergestalt von Vögeln und Schmetterlingen, daß man bei dem klarsten Himmel die Sonne nicht sehen konnte und der Tag wie bei einem schwarzen Ungewitter verfinstert wurde. Auf der Nordseite dieser Insel fand er das Meer mit einer unzählbaren Menge kleiner und niedriger Eilande besät, die er alle mit einem gemeinschaftlichen Namen der Königin Garten nannte. Zwischen diesen Eilanden stießen die Schiffe auf einen Kahn mit Fischern, deren Fischerei so außerordentlich war, daß sie erzählt zu werden verdient. Die Fischer bedienten sich nämlich gewisser Fische von der Größe eines Herings, welche Reves genannt werden und die sehr scharfe Zähne haben sollen. Diesen hatten sie einen Faden an den Schwanz gebunden, mit dem sie dieselben ins Wasser warfen. Sobald diese nun einen andern Fisch antrafen, hingen sie sich mit ihren Zähnen an ihn an, und die Fischer zogen sie mit dieser Beute herauf. Man sah, daß sie auf diese Weise sogar eine hundert Pfund schwere Schildkröte fingen, in deren Nacken ein solcher Fisch so fest eingebissen hatte, daß man sie mit ihm zugleich heraufziehen konnte.

Sobald diese Fischer die Boote erblickten, winkten sie, als wenn sie mit ihren Bekannten zu thun hätten, daß man zurückbleiben möchte. Man willfahrte ihnen, und nachdem sie die Schildkröte gefangen hatten, kamen sie von selbst an Bord des Admirals, um ihm mit ihrem Fange ein Geschenk zu machen. Kolumbus erwiderte ihre Güte durch ein Gegen-

geschenk von solchen Kleinigkeiten, von denen er wußte, daß sie ihnen Freude machen würden.

Indem nun Kolumbus zwischen diesen Inseln unweit Cuba herumirrte, sah man eine Erscheinung auf der See, welche erzählt zu werden verdient. In der einen Gegend nämlich schien die Oberfläche des Wassers grün und weiß gefleckt, in einer andern gänzlich weiß wie Milch und wiederum in einer andern zum großen Erstaunen des Schiffsvolks schwarz wie Tinte zu sein. Die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung konnte man nicht erforschen.

Da man endlich nach einer langen, sehr gefährlichen Fahrt zwischen Klippen und Sandbänken wieder bei der Küste von Cuba vor Anker gekommen und ans Land gegangen war, erschien ein alter Kazike, als man bei einem auf dem Strande errichteten Altar öffentlich Andacht verrichtete. Er beobachtete alles, was vorging, in ehrerbietiger Stille, und nachdem die Andachtsübung beendigt war, überreichte er dem Admiral mit bescheidenem Anstande einige Früchte der Insel. Hierauf setzte er sich auf die Erde nieder, hob seine Knie bis an das Kinn in die Höhe und hielt in dieser Stellung mit nachdrücklicher Stimme eine kurze Rede, die dem Admiral mit folgenden Worten verdolmetscht wurde: „Du bist in diese Länder, die du nie gesehen hattest, mit einer solchen Macht gekommen, daß wir alle in Furcht und Schrecken darüber geraten sind. Wisse aber, daß in der zukünftigen Welt, wie uns gar wohl bekannt ist, zweierlei Oerter sind, wohin die Abgeschiedenen gehen müssen. Einer ist sehr fürchterlich und voll Finsternis, der das Erbteil der Bösen ist; der andre ist gut und lustig, und daselbst ruhen die Liebhaber des Friedens und solche, die das Wohl der Menschen beförderten. Glaubst du nun, daß auch du sterben mußt, glaubst du, es werde dir das Gute und Böse, das du gethan hast, wieder vergolten werden, so hoffe ich, du werdest diejenigen, die dich nie beleidigt haben, auch nicht beleidigen wollen. Was du soeben hier gethan hast, das ist untadelhaft; denn, wie mich dünkt, so hast du Gott Dank abgestattet." Der Admiral antwortete mit freudiger Rührung, es freue ihn, daß der Kazike von der Unsterblichkeit der Seele wisse. Er wäre nicht gekommen, Böses zu stiften,

sondern der König von Spanien, sein Herr, habe ihn nur deswegen hergesandt, um zu sehen, ob es in diesem Lande Leute gäbe, welche einander beleidigten, sowie man von den Karaiben erzähle. Er habe Befehl, ihnen diesen unmenschlichen Gebrauch abzugewöhnen und dahin zu sehen, daß alle Bewohner der Insel in Friede und Ruhe miteinander leben möchten.

Kaum hatte man dem Kaziken diese Antwort erklärt, so sah man ihn so gerührt, daß er Thränen vergoß. Er ließ hierauf dem Admiral sagen, wenn ihn nicht die Liebe zu seinem Weibe und zu seinen Kindern zurückhielte, so würde er gern mit ihm nach Spanien reisen. Als man ihm hierauf einige Geschenke machte, empfing er sie mit vieler Bewunderung. Dann warf er sich auf seine Knie nieder und fragte öfter, ob diese Leute nicht etwa vom Himmel herabgekommen wären.

Die unaufhörliche, übernatürliche Anstrengung des Geistes, in welcher Kolumbus sich bisher Tag und Nacht befunden hatte, fing endlich an, die gefährlichsten Folgen für seine Gesundheit zu äußern. Er verfiel in den Zustand einer gänzlichen Entkräftung, welche mit Schlaflosigkeit verbunden war und ihn in kurzem sogar des Gedächtnisses beraubte. Man hatte Ursache, an seiner Wiederherstellung zu verzweifeln, und eilte daher, so sehr man konnte, wieder nach Isabella zurückzukommen.

Daselbst hatte unterdes die Vorsehung einen Auftritt für ihn bereitet, der besser als alle Arzneien seine Wiedergenesung bewirken konnte. Er fand nämlich bei seiner Ankunft ganz unvermutet den geliebtesten seiner Brüder, Bartholomäus, vor, welcher ihm die aus Spanien erbetene Hilfe an Mannschaft und Lebensmittel überbracht hatte. So hatte er doppelte Ursache zu einer Freude, die sich besser fühlen als beschreiben läßt.

Dreizehn lange Jahre waren verstrichen, seitdem diese beiden Brüder, die sich innig liebten, weil sie von Jugend auf die gleichen Neigungen besaßen, getrennt gewesen waren und voneinander nichts erfahren hatten.

Bartholomäus hatte, wie wir wissen, sein Heil beim Könige von England versucht und war so glücklich gewesen,

seinen Antrag genehmigt zu sehen. Er reiste deswegen nach Spanien, um diese erwünschte Nachricht seinem Bruder selbst zu bringen; allein schon in Frankreich erfuhr er, daß sein Bruder bereits ausgeführt hatte, was er gemeinschaftlich mit ihm auszuführen gesonnen war. Er beschleunigte daher seine Reise nach Spanien in der Hoffnung, diesen geliebten Bruder daselbst noch vorzufinden, um wenigstens die zweite Entdeckungsreise mit ihm zugleich zu thun. Allein sein Schicksal wollte, daß sein Christoph schon wieder abgesegelt war, als er selbst zu Cadix anlangte.

Er wurde hierauf nach Hofe eingeladen und mit allen den Ehrenbezeigungen empfangen, welche man dem verdienstvollen Bruder des Weltentdeckers schuldig war. Als hierauf die Nachrichten von Kolumbus' Verlegenheit und seine Bitte um schleunige Hilfe einliefen, wurde Bartholomäus dazu ernannt, ihm diese Hilfe zu überbringen und Bartholomäus eilte auf Flügeln der Bruderliebe, ein ihm so wertes Geschäft zustandezubringen.

Nie hätte seine Ankunft erwünschter sein können. Die Krankheit des Admirals und der mißliche Zustand der Sachen auf Hispaniola machten die Gegenwart eines so verständigen, beherzten und teuren Bruders zu einem Glücke, ohne welches wahrscheinlicherweise Kolumbus mit seiner ganzen Kolonie verloren gewesen wäre. Aber dieses unverhoffte Glück bewirkte seine Genesung und setzte ihn zugleich in den Stand, dem nahen Untergange seiner jungen Pflanzstadt vorzubauen.

Es war nämlich daselbst in seiner Abwesenheit alles bunt durcheinander gegangen. Zwei Dritteil der Kolonie waren ein Opfer der unter diesem Himmelsstriche gewöhnlichen Seuchen geworden. Derjenige, dem Kolumbus die Befehlshaberschaft über die Soldaten anvertraut hatte (er hieß Margarita), war ein Empörer geworden und, da er seine Absicht nicht durchsetzen konnte, auf einem der Schiffe zugleich mit dem Pater Boil, dem Mitgenossen seiner Empörung, nach Spanien entflohen. Die Truppen, welche unter seinem Kommando standen, hatten sich darauf in kleinen Abteilungen ohne Anführer durchs Land zerstreut und allerlei Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeiten gegen die gutmütigen

Insulaner ausgeübt. Darüber waren diese denn endlich erbittert worden, hatten sich zusammengerottet und viele der herumschweifenden Spanier ermordet.

Das waren unglückliche Begebenheiten, welche der jungen Kolonie einen gänzlichen Untergang drohten. Das Schlimmste indes war, daß die vorher so sichern und friedfertigen Indianer endlich die Augen über ihr eigenes bevorstehendes Unglück aufgethan hatten. Durch ihre bisherigen Erfahrungen gewitzigt, blickten sie in die Zukunft und sahen mit Schaudern, daß ein längerer Aufenthalt dieser anfangs so geehrten Fremdlinge auf dieser Insel Hungersnot und Sklaverei für sie zur unausbleiblichen Folge haben würde. Die träge, unthätige Lebensart, die sie zu führen gewohnt waren, und das heiße Klima, in dem sie lebten, machten, daß unglaublich wenig Speise zu ihrem täglichen Unterhalt hinreichend war. Eine Hand voll Mais und wenig geröstete Kassava oder Brotwurzel *) war alles, was sie zu ihrer Sättigung nötig hatten. Nun sahen sie mit Verwunderung, daß ein einziger Spanier mehr in einer einzigen Mahlzeit verzehrte, als ihrer vier einen ganzen Tag über verzehren konnten. Sie hielten daher diese Europäer für unersättliche Fresser, die nur deswegen zu ihnen gekommen wären, weil sie allen Vorrat an Lebensmitteln in ihrem eigenen Vaterlande gänzlich aufgezehrt und, gleich Insekten, sich genötigt gesehen hätten, andre Länder aufzusuchen, in denen sie ihre Freßbegierde befriedigen könnten. Sie zogen daraus den Schluß, daß die auf ihrer Insel wachsenden Lebensmittel nicht lange zureichen würden, sie selbst und diese gefräßigen Gäste zu sättigen, daß sie also bald alle würden Hunger leiden müssen.

Diese Betrachtung und der tägliche Anblick der Gewalt-

---

*) Die Kassava oder Maniok ist eine Pflanze, ungefähr vier Fuß hoch, mit breiten Blättern und einem dicken Stamme. Die Wurzel derselben ist wie eine Rübe gestaltet und wohl sechs Zoll dick. Roh genossen ist sie unschmackhaft und ungesund, aber wenn sie zerstoßen wird, so läßt sich ein mehlichtes Wesen herauspressen, welches an der Sonne oder am Feuer gedörrt, einen nahrhaften und ziemlich wohlschmeckenden Kuchen gibt.

thätigkeiten, welche die Spanier verübten, überzeugten die Eingebornen von der Notwendigkeit, das unerträgliche Joch derselben entweder jetzt abschütteln oder auf immer tragen zu müssen. Sie hatten den Mut, jenes versuchen zu wollen. Sie ergriffen daher die Waffen, vereinigten sich unter ihren Kaziken, und die Kaziken führten ihre Haufen zu einem einzigen sehr zahlreichen Heere zusammen.

So standen die Sachen, als Kolumbus nach Isabella zurückkam. Alles war in Bewegung, alles kündigte Krieg und Verheerung an. Das ganze Volk der Eingebornen (der einzige Guakanahari ausgenommen, der den Spaniern noch immer ergeben blieb) war in Waffen und bereit, über das Häuflein ihrer Unterdrücker herzufallen. Ihre Zahl soll sich auf hunderttausend belaufen haben.

Kolumbus erschrak nicht sowohl vor der großen Gefahr, welche ihn und seine Pflanzstadt bedrohte, als vielmehr über die Ungerechtigkeiten, durch welche die Christen, seine Untergebenen, den friedfertigen Indianern eine solche Erbitterung gegen sich eingeflößt hatten. Seine schöne Hoffnung, diese armen, unwissenden Heiden durch einen leutseligen und liebreichen Umgang mit den Spaniern zur Annahme der Religion der Christen geneigt zu machen, war dahin und er sah sich genötigt, ein Blutbad unter Menschen anzurichten, welche nur ihr Eigentum, ihre Freiheit und ihr Leben gegen gewaltthätige Räuber zu sichern suchten.

In diesem betrübten Zustande besuchte ihn der treue Guakanahari, um ihn seines Beileids und seiner Hilfe zu versichern. Dieser standhafte Freund der Europäer hatte sich, weil er die Fremden beständig beschützte, die Feindschaft aller übrigen Kaziken zugezogen und wurde daher ebensosehr aus Notwendigkeit, wie aus Neigung bewogen, sich zu der Partei der Spanier zu schlagen. Kolumbus bezeugte ihm seine herzliche Erkenntlichkeit, und beide ließen darauf ihre Mannschaft aufmarschieren.

## Elftes Kapitel.

Die Eingebornen werden besiegt. Kolumbus ist in Spanien verleumdet worden; er kehrt nach Europa zurück und hat auf der Rückfahrt viel Not zu bestehen.

Beide Heere stehen sich einander gegenüber, und der fürchterliche Augenblick, welcher über das Leben der Spanier und über die Freiheit der Indianer entscheiden wird, ist da.

Auf der einen Seite stehen hunderttausend Indianer, bewaffnet mit Keulen, mit hölzernen Schwertern, mit Spießen und Pfeilen, die mit Fischgräten oder Feuersteinen zugespitzt sind. Auf der andern Seite hingegen zeigen sich nur zweihundert europäische Fußgänger und zwanzig Reiter, unterstützt von einer kleinen Anzahl Indianer unter der Anführung des Guakanahari. Der Abstand war bedeutend, aber was dieser Handvoll Europäer an Menge abging, das ersetzten ihnen ihre Kriegskunst, ihre Waffen, ihre Pferde und ihre Hunde, welche auf die Indianer wie auf Wild gehetzt werden sollten.

Die Gefahr war auf beiden Seiten gleich groß, und es stand dahin, was für einen Ausgang das Treffen haben würde.

Kolumbus fiel wütend über die Indianer her, und der Donner der Musketen, das Wiehern der Pferde, das Bellen der Hunde jagten den bestürzten Wilden einen solchen Schrecken ein, daß sie nach einem leichten, unordentlichen Widerstande verzweiflungsvoll die Flucht ergriffen. Einige derselben fielen unter dem Schwerte, andre wurden von den Pferden zerstampft oder von Hunden zerfleischt, andre zu Gefangenen gemacht. Die übrigen flüchteten sich zerstreut in die Wälder.

So war es also entschieden, daß dieses schuldlose Volk seinen Nacken unter das Joch der europäischen Sklaverei beugen sollte. Kolumbus eilte, seinen Sieg zu benutzen; er durchzog das ganze Land, und wohin er kam, unterwarf man sich ohne den mindesten Widerstand seiner Herrschaft. In einigen Monaten war die ganze volkreiche Insel in spanischer Botmäßigkeit.

Margarita und der Pater Boil, zwei geschworene Feinde des Kolumbus, waren inzwischen nach Spanien gekommen. Er wußte, daß diese beiden schwarzen Seelen keinen Fleiß sparen würden, seine Verdienste auf alle Weise zu verkleinern und den König von Spanien, der zum Argwohne schon von selbst geneigt war, zu überreden, daß es mit den von ihm gemachten Entdeckungen wenig auf sich habe. Er sah daher ein Ungewitter aufsteigen, welches ihn zuverlässig treffen würde, wenn er es nicht beizeiten abzuleiten suchte.

Das einzige Mittel hierzu war, dem spanischen Hofe eine etwas ansehnliche Probe von den Reichtümern zu senden, die er ihm von seinen Entdeckungen verheißen hatte, und damit er im stande wäre, eine solche Probe abzusenden, sah er sich genötigt, den armen Indianern eine ungebührlich große Steuer aufzulegen.

Kolumbus befahl also, daß diejenigen unter den Insulanern, die in den goldreichen Gegenden wohnten, ihm vierteljährig eine gewisse Menge Goldkörner bringen, alle die andern hingegen 25 Pfund Baumwolle liefern sollten. Dies war nun mehr, als die armen Leute schaffen konnten. Da sie von Jugend auf an ein unthätiges Leben gewöhnt waren, fiel es ihnen unerträglich, jetzt Tag für Tag, wie Sklaven, zur Aufsuchung des Goldes und der Baumwolle gezwungen zu werden, deren Vorrat mit jeder Woche notwendig geringer werden mußte. Aber da half nun einmal nichts, der Befehl war gegeben, und die harten Europäer drangen auf die Erfüllung desselben mit unerbittlicher Strenge.

Da aber die Indianer nicht im stande waren, so viel Gold und Baumwolle, als ihnen auferlegt worden war, zu liefern, und da sie gleichwohl zur Herbeischaffung der geforderten Menge mit der größten Strenge angehalten wurden, so faßten sie endlich einen Entschluß, welcher nur von verzweifelnden Gemütern gefaßt werden konnte.

Nach den Begriffen, die sie sich von der Gefräßigkeit der Europäer machten, hielten sie es für möglich, sie in kurzer Zeit durch Hunger zu zwingen, ihre Insel zu verlassen, sobald sie nur aufhörten, ihre Aecker mit Mais und Kassava- oder Maniokwurzeln zu bestellen. Sie fingen

daher einmütig an, die Aussaat zu zerstören und flüchteten sich darauf in unzugängliche Gebirge, wo sie zu ihrem Unterhalte nur einige wildwachsende Früchte und Wurzeln fanden; aber hier wurden die Unglücklichen ein Opfer ihres eigenen Anschlages.

Sie empfanden nämlich sehr bald selbst das ganze Elend der Hungersnot, welches sie ihren Unterdrückern zu bereiten dachten. Ein ansehnlicher Teil derselben wurde so auf die kläglichste Weise aufgerieben, ein zweiter wurde von ansteckenden Seuchen hingerafft, welche den Hunger zu begleiten pflegen, die übrigen waren so entkräftet und ermattet, daß sie die ihnen aufgebürdeten Lasten nicht tragen konnten.

Was die Spanier betrifft, so hatten sie zwar gleichfalls durch die Ausführung dieses verzweifelten Anschlages nicht wenig gelitten, aber durch ihren eigenen Fleiß und durch einen neuen, aus Europa angekommenen Vorrat von Lebensmitteln waren sie doch noch beizeiten vor einem gänzlichen Mangel geschützt worden. Die Hoffnung der armen Indianer, sich der Eindringlinge entledigen zu können, war also auf immer dahin.

Unterdes war das Ungewitter, welches Kolumbus von fern aufsteigen sah, wirklich zum Ausbruch gekommen. Margarita und der Pater Boil hatten die Beschaffenheit der entdeckten Länder so armselig, und die Aufführung des Admirals mit so gehässigen Farben geschildert, daß dem spanischen Hofe dadurch ein großes Mißtrauen gegen ihn eingeflößt wurde. Man beschloß daher, einen Mann nach Westindien zu schicken, der den Zustand der Dinge und zugleich Kolumbus' Betragen untersuchen und dem Könige Bericht abstatten sollte.

Derjenige, den man erwählte, — er hieß Juan Aguado — hatte bei weitem nicht den Grad von Redlichkeit und Einsicht, der zur Ausführung eines so wichtigen Geschäfts erfordert wurde.

Aufgebläht von Stolz über die nunmehrige Wichtigkeit seiner Person, kam dieser Aguado auf Hispaniola an und eilte, dem Admiral seine Würde fühlbar zu machen. Er

begegnete diesem großen Manne mit der verächtlichsten Geringschätzung und lud alle — Spanier wie Indianer —, welche über ihn zu klagen hätten, ein, vor seinem Richterstuhle zu erscheinen. Begierig ergriff er jede Beschwerde, welche die Mißvergnügten gegen Kolumbus vorbrachten, ohne den Grund oder Ungrund derselben zu untersuchen, um aus allen einzelnen Klagen ein Gemälde zusammenzusetzen, welches den Mann, den er zu stürzen dachte, recht abscheulich darstellen sollte.

Kolumbus konnte, wie wir wissen, viel ertragen, aber diese Kränkung fiel ihm doch zu schwer. Er faßte daher den Entschluß, selbst nach Spanien zu reisen, um sich vor dem Könige und der Königin persönlich zu verantworten und den Ausspruch auf ihre Gerechtigkeit ankommen zu lassen.

In dieser Absicht ernannte er seinen Bruder Bartholomäus zum Adelantado oder Vizestatthalter, der in seiner Abwesenheit die Insel beherrschen sollte. Zum Oberrichter hingegen bestellte er unglücklicherweise einen Mann, dem er so viel Gewalt nicht hätte anvertrauen sollen. Der des ihm geschenkten Vertrauens unwürdige Mann hieß Roldan.

Am 10. Mai 1496 verließ Kolumbus die Insel auf zwei neuen Schiffen mit 220 Mann, und, um die Reise recht geschwind zu endigen, steuerte er in gerader Richtung nach Spanien hin. Allein er wußte nicht, wie sehr er sie durch diesen Lauf verlängern würde. Er mußte erst aus der unglücklichsten Erfahrung lernen, was jetzt jeder Seefahrer weiß, wie mißlich diese Richtung ist der Passatwinde wegen, die in diesem Striche fast ohne Unterlaß aus Osten blasen. Jetzt ist es durchgängig bekannt, daß die aus Westindien zurückkehrenden Schiffe, um diesen ihnen entgegenwehenden Winden auszuweichen, weiter gegen Norden steuern müssen.

Er empfand gar bald die Schwierigkeiten desjenigen Laufs, den er gewählt hatte, aber da er nicht gewohnt war, sich durch Hindernisse abschrecken zu lassen, so setzte er ihn nichtsdestoweniger standhaft fort. Diese Schiffahrt mit widrigem Winde ging aber sehr langsam von statten, so daß er nach drei Monaten noch immer zwischen Himmel und

Wasser schwebte, ohne sich der Hoffnung, nun bald am Ende dieser beschwerlichen Reise zu sein, hingeben zu dürfen. Der Verdruß, den er darüber empfand, wurde durch die traurige Bemerkung vergrößert, daß alle Lebensmittel beinahe aufgezehrt waren. Er sah sich also genötigt, seine Leute auf eine sehr kleine Portion Brot, die zur Sättigung bei weitem nicht hinreichend war, herabzusetzen, und beobachtete gegen sich selbst, damit sich niemand über seine Härte beschweren dürfte, wie er immer zu thun pflegte, die nämliche Strenge.

Aber auch selbst durch diesen sparsamen Genuß wurde der kleine Vorrat täglich kleiner gemacht, und die Not und Verzweiflung des Schiffsvolks wuchsen mit jedem Tage. Endlich machte der Hunger die Leute rasend und flößte ihnen den unmenschlichen Vorschlag ein, die auf dem Schiffe sich befindenden Indianer zu schlachten und zu verzehren, oder, wenn ihnen dieses nicht vergönnt würde, sie wenigstens über Bord zu werfen, damit sie den kleinen, kümmerlichen Rest von Lebensmitteln nicht mit verzehrten. Allein auch in dieser unbeschreiblich großen Not verließ unsern Kolumbus diejenige Menschenliebe nicht, die einen so hervorstechenden Zug in seinem Charakter macht. Er weigerte sich standhaft, dieses Verlangen zu erfüllen, und stellte seinen vor Hunger wütenden Gefährten vor, daß diese unglücklichen Indianer ihre Mitmenschen, Teilnehmer ihrer gemeinschaftlichen Not wären und daher auf den noch übrigen kleinen Vorrat ebenso gerechte Ansprüche wie sie selbst hätten. Es gelang ihm, durch diese und ähnliche Vorstellungen, die Wut seiner Gefährten auf kurze Zeit zu besänftigen, und noch ehe sie Zeit hatten, in dieselbe Unmenschlichkeit zurückzufallen, legte sich der Himmel selbst ins Mittel und ließ sie das Ende alles ihres Jammers — die Küste von Spanien erblicken.

## Zwölftes Kapitel.

Kolumbus wird von Ferdinand und Isabella huldvoll aufgenommen; seine Feinde vermögen es nicht, das in ihn gesetzte Vertrauen des Fürstenpaares zu erschüttern. Die dritte Reise im Jahr 1498. Entdeckung der Insel Trinidad an der Mündung des Orinoko.

Mit dem stillen Bewußtsein seiner Verdienste, aber auch mit derjenigen Bescheidenheit, welche edlen Seelen eigen ist, näherte sich der verleumdete Weltentdecker dem Throne seiner Gebieter, um seine Unschuld gegen falsche Beschuldigungen zu beweisen. Aber er hatte nicht nötig, sich zu verteidigen, denn sein bloßer Anblick flößte seinen königlichen Richtern sogleich wieder die frühere Hochachtung gegen seine Verdienste und zugleich Scham über ihre eigene Leichtgläubigkeit ein. Als er nun vollends die mitgebrachten, zum Teil sehr ansehnlichen Proben von den kostbaren Naturgütern der von ihm entdeckten Länder vorzeigte, verschwand der Argwohn, den man gegen ihn gefaßt hatte, und man bemühte sich, ihn wegen der angethanen Kränkung durch die größten Ehrenbezeigungen schadlos zu halten.

Alles, was Kolumbus nunmehr vorschlug, wurde genehmigt; die Rechte, welche er bereits für die entdeckten Länder erhalten hatte, ließ er sich noch einmal bestätigen und neue Vorrechte hinzufügen. Seine nächste Sorge aber ging dahin, die auf Hispaniola angelegte Kolonie auf immer fest zu gründen und in dieser Absicht so viel Menschen dahin zu schaffen, als er für unentbehrlich hielt. Besonders wünschte er, eine hinlängliche Zahl von Ackersleuten und Künstlern jeder Art dahin gesandt zu sehen, damit diese Kolonie künftig alle ihre Bedürfnisse selbst bestreiten könnte.

Leider aber fanden sich jetzt nicht mehr so viel Spanier, die bereit waren, mit dem Admiral nach dem neuen Weltteil hinüberzusegeln, denn viele Auswanderer waren zurückgekehrt in die Heimat und hatten die entdeckten Länder nicht mit glänzenden Farben gezeichnet, weil sie nicht gefunden, was sie erwartet hatten. Das Gold lag ja dort auch nicht völlig frei, sondern sollte erarbeitet werden,

arbeiten aber wollten diese Spanier nicht. Dazu kam, daß das Klima Hispaniolas für viele Auswanderer nicht zuträglich war; sie kamen deshalb mit gelben und bleichen Gesichtern nach Spanien zurück, wo man spottend von ihnen sagte, sie hätten mehr Gold auf ihren Gesichtern als in ihren Taschen zurückgebracht.

Um Leute für die Ansiedelung auf Hispaniola zu gewinnen, riet Kolumbus, daß man die Gefängnisse ausleeren und die zum Tode oder zur Galeere verdammten Missethäter nach Hispaniola senden möchte, wo sie in den angelegten Bergwerken gebraucht werden sollen. Es erging sogleich ein Befehl an alle spanischen Gerichtshöfe, daß sie sowohl jetzt ihre Missethäter abliefern, als auch künftig alles unnütze und strafbare Gesindel nach Westindien schicken sollten.

Auf diese Weise führte Kolumbus nach der neuen Welt viele böse Menschen, die ihm natürlich viel zu schaffen machen mußten.

Ungeachtet der königliche Befehl gegeben war, daß alles, was Kolumbus vorgeschlagen hatte, schleunigst ins Werk gesetzt werden sollte, ging doch die Ausrüstung der Flotte diesmal sehr langsam von statten; denn das Geld, welches dem Admiral versprochen war, konnte nicht sofort herbeigeschafft werden, und Feinde des Unternehmens wußten die Besorgung der Schiffe und Leute hinzuziehen. Sie betrieben die ihnen aufgetragenen Geschäfte mit der größten Saumseligkeit und sorgten dafür, daß es bald an diesem, bald an jenem fehlen mußte.

So kam es, daß erst im Januar 1498 zwei Frachtschiffe nach Hispaniola abgehen konnten, Kolumbus aber bis zum 30. Mai warten mußte, ehe er mit sechs Schiffen, deren Bemannung höchst mangelhaft war, die Anker lichtete.

Kolumbus war gesonnen, jetzt einen ganz neuen Lauf zu nehmen, auf dem er das vermutete feste Land von Indien selbst zu entdecken hoffte. In dieser Absicht steuerte er, als er die Kanarischen Inseln erreicht hatte, in derselben Richtung fort bis zu den Inseln des grünen Vorgebirges, welche die Portugiesen entdeckt hatten.

Indem er aber von den Kanarien auslief, schickte er

die Hälfte seiner Schiffe gerade nach Hispaniola, um der Kolonie neue Lebensmittel zu überbringen, und er beorderte die Anführer dieser Schiffe, ihren Lauf dahin zu beschleunigen, so sehr sie könnten. Als er selbst bei der ersten von den Inseln des grünen Vorgebirges, welche die Salzinsel heißt, vorbeigesegelt war, ankerte er bei einem kleinen, unfruchtbaren Eilande, von dem die Portugiesen damals einen ganz besonderen Gebrauch machten. Es wurden nämlich alle Aussätzige aus Portugal dahin geschickt, um daselbst zu genesen.

Auf dieser kleinen Insel gab es eine Menge Schildkröten, die von der afrikanischen Küste dahin zu schwimmen pflegten, um ihre Eier in den Sand zu legen. Diese Tiere sind aber sehr leicht zu fangen. Wenn man sie auf den Rücken legt, so können sie sich nicht von der Stelle bewegen. Nun hatte man bemerkt, daß der Genuß des Fleisches derselben und das Waschen mit ihrem Blute ein sicheres Mittel wider den Aussatz war. Deswegen schickte man Kranke dieser Art dahin, damit sie auf diese Weise geheilt würden.

Außer diesen Schildkröten gab es auf dieser Insel nur noch eine ungeheure Menge Ziegen, welche alle von acht europäischen Ziegen abstammten, die ein Portugiese einmal dahin geführt hatte. Sonst war auf dem ganzen Eilande weder Baum noch Brunnen. Die armen aussätzigen Bewohner desselben sahen sich daher genötigt, das in Gruben gesammelte faulende Regenwasser zu trinken. Der gesunden Menschen fand man damals auf der Insel nicht mehr als sieben.

Von da setzte Kolumbus seinen Lauf noch immer gegen Süden fort, um nicht eher westlich zu segeln, bis er dahin gekommen sein würde, wo der Aequator oder die Linie die Erdkugel in zwei gleiche Hälften teilt. Aber da er bis ungefähr auf den dritten Grad der nördlichen Breite gekommen war, geriet er in eine so gänzliche Windstille, daß die Schiffe nicht von der Stelle konnten. Dabei schossen die Sonnenstrahlen den Leuten so gerade auf den Kopf und verursachten eine so brennende Hitze, daß die armen Menschen vor Angst nicht wußten, wo sie bleiben sollten. Die Weinfässer zerplatzten vor Hitze, alles Wasser auf dem

Schiffe wurde faul, die Lebensmittel verdarben, die Schiffe selbst waren brennend heiß, und das verzweifelnde Schiffsvolk besorgte in jedem Augenblicke, daß sie in Brand geraten würden.

Was den eigenen Kummer des Kolumbus und die Verzweiflung seiner schwächeren Gefährten noch vergrößern mußte, war eine schmerzhafte Krankheit, die Gliedergicht, die er durch Sorgen und Schlaflosigkeit sich zugezogen hatte. Da lag er also, gefoltert von Schmerzen, geängstigt durch den Gedanken an den gefährlichen Zustand seiner Schiffe, gebrannt durch eine unausstehliche Sonnenhitze, ohne durch irgend eine Labsal, ohne einmal durch einen einzigen Trunk frischen Wassers erquickt zu werden.

Endlich erbarmte sich der Himmel seines großen Jammers und sandte einen so reichlichen Regen herab, daß man kaum auf dem Verdecke bleiben konnte. Zwar wurde die Hitze dadurch wenig abgekühlt, aber man gewann doch ein frisches, erquickendes Getränk, und da die ängstliche Windstille zugleich aufhörte, so wachte auch die Hoffnung wieder in den Herzen der schon halbentseelten Mannschaft auf. Sie lagen ihn darauf inständigst an, daß er bei dem Vorsatze, noch weiter gegen Süden zu fahren, doch nicht länger beharren möchte, und er willfahrte ihnen diesmal, indem er gegen Südwesten steuern ließ.

Nachdem man nun schon viele Tage in dieser Richtung fortgesegelt war, hörte man am 1. August (1498) vom Mastkorbe herab das angenehme Freudengeschrei „Land! Land!" erschallen. Das war eine himmlische Musik in den Ohren ausgehungerter und abgematteter Seefahrer, die unter tausend Ungemächlichkeiten nun schon so lange Zeit zwischen Himmel und Wasser herumgeschaukelt worden waren. Die bemerkte Insel zeigte sich in der Gestalt dreier Berge, und Kolumbus nahm daher Gelegenheit ihr den Namen Trinidad (Dreieinigkeit) zu geben, den sie auch noch jetzt führt.

Diese Insel liegt unweit der Mündung des Orinokostromes, der sich hier mit so großer Gewalt in das Weltmeer stürzt, daß die Schiffahrt höchst unsicher wird. Die Wogen türmen, schlagen und brechen sich daselbst auf eine fürchterliche Weise, und ein Schiff, welches das Unglück hat,

zwischen diesen gewaltigen Wogenbruch zu geraten, läuft große Gefahr, in demselben zertrümmert zu werden. Kolumbus hatte dieses Unglück mit den Seinigen und befand sich, ehe er sich versah, mitten auf diesem fürchterlichen Kampfplatze einander entgegenrollender Wellen, von denen seine Schiffe, wie leichte Federbälle auf und nieder, rechts und links geworfen wurden. Er mußte seine ganze Geschicklichkeit aufbieten, um aus dieser gefährlichen Gegend durch eine Meerenge zu entwischen, die ein so greuliches Ansehen hatte, daß er sie La Boca del Drago, den Drachenschlund, nannte.

Kolumbus war nun fest überzeugt, daß er das Festland erreicht hatte, weil keine Insel einen so mächtigen Strom, wie der Orinoko ist, aufzuweisen haben kann. Er steuerte immer weiter westwärts längs der Küste hin und landete zu verschiedenen Malen. Er fand, daß die Bewohner dieses Landes mit den Leuten auf Hispaniola viel Aehnlichkeit hatten, nur daß sie etwas mehr Verstand und Herzhaftigkeit äußerten und etwas weißer von Farbe waren. Auch diese waren mit Goldblechen und außerdem noch mit kostbaren Perlen geschmückt, die sie recht gern für europäisches Puppenwerk vertauschten. Einer derselben kam einst ohne alle Begleitung zu Kolumbus, als dieser sich ans Land begeben hatte, um durch den Genuß einer frischern Luft von seiner Krankheit zu genesen. Zuversichtlich näherte er sich dem Lager des Admirals, nahm ihm seine Mütze von rotem Samt vom Kopfe und setzte ihm statt derselben eine goldene Krone auf. Kolumbus schloß daraus, daß der Eingeborne ein Kazike sein müßte und sorgte dafür, daß ihm anständig begegnet würde.

Diese Indianer trugen ein buntes, baumwollenes Tuch um den Kopf gewunden, und ihr Vorderleib war vom Gürtel bis auf die Knie mit einem ähnlichen Tuche bedeckt. Sie hatten langes, aber abgeschnittenes Haupthaar, ihre Waffen bestanden aus Bogen, Schild und Pfeilen. Gern hätte Kolumbus sich recht lange hier verweilt, um das Innere des Landes kennen zu lernen, aber der baufällige Zustand seiner Schiffe und seine fortdauernde Unpäßlichkeit nötigten ihn, von allen ferneren Untersuchungen abzustehen und nach Hispaniola zu segeln. Auf seiner Fahrt dahin entdeckte er

die Insel Margarita, welche wegen der daselbst angelegten Perlenfischerei so wichtig geworden ist.

Ermattet von Krankheit und unaufhörlicher Anstrengung seines Geistes lief er endlich bei seiner Pflanzstadt auf Hispaniola ein, um von seinen Sorgen und Beschwerlichkeiten eine Zeitlang auszuruhen.

---

## Dreizehntes Kapitel.

Trauriger Zustand der Kolonie auf Hispaniola. Vasko de Gama fährt um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Ostindien. Hojedas Unternehmung. Kabral entdeckt Brasilien.

Aber die Zeit der Ruhe und Erquickung war für den armen Kolumbus noch nicht gekommen. Es warteten vielmehr seiner an diesem zur Erholung ausersehenen Platze neue Verdrießlichkeiten, neue Sorgen, neue Arbeiten und Gefahren, die so groß waren, daß sie die Standhaftigkeit eines jeden andern gesunden und durch Leiden noch nicht geschwächten Mannes hätten ermüden können.

Sein edler Bruder Bartholomäus hatte in seiner Abwesenheit die Kolonie von Isabella in eine andre, noch weit vorzüglichere Gegend geführt und daselbst eine Stadt zu erbauen angefangen, die er seinem Vater Dominikus zu Ehren St. Domingo nannte. Diese Stadt, welche noch jetzt blüht, ist lange Zeit eine der ansehnlichsten in Westindien gewesen und nach ihr ist allmählich die ganze Insel benannt worden.

Nachdem Bartholomäus mit der Anlegung dieser neuen Pflanzstadt zustandegekommen war, unternahm er mit einem Teile seiner Mannschaft einen Zug in diejenigen Provinzen der Insel, in die sein Bruder noch nicht gekommen war, und der Oberrichter Roldan blieb mit den übrigen zurück. Aber dieser boshafte Mann belohnte das Vertrauen, welches man in ihn gesetzt hatte, mit dem schwärzesten Undanke.

Schon lange hatte er auf eine Gelegenheit gewartet, die Familie des Kolumbus zu unterdrücken und sich selbst zum unabhängigen Beherrscher der Insel aufzuwerfen. Diese Gelegenheit schien ihm jetzt der Abmarsch des Bartholomäus und die Abwesenheit seines großen Bruders darzubieten. Er benützte sie, so gut er konnte, suchte die zurückgebliebenen Spanier wider den Bartholomäus und dessen jüngeren Bruder Diego aufzuwiegeln, und dies gelang ihm in dem Grade, daß die meisten auf seine Seite traten. Man wählte ihn darauf zum Anführer, ergriff die Waffen wider den Adelantado, bemächtigte sich aller Lebensmittel und versuchte, das zu St. Domingo angelegte Fort zu erstürmen. Dieser Plan wurde indes glücklicherweise durch die Wachsamkeit desjenigen Offiziers vereitelt, welcher zur Beschützung des Forts zurückgelassen war, und die Aufrührer sahen sich daher genötigt, ihren Aufenthalt in einer andern Gegend der Insel zu nehmen. Hier bemühten sie sich, die Eingebornen auf ihre Seite zu ziehen, und sie erreichten diese Absicht so sehr, daß in kurzer Zeit die ganze Insel ein Schauplatz der Empörung wurde. So verwirrt und verzweiflungsvoll fand Kolumbus seine Angelegenheiten an dem Orte, wo er auszuruhen gedachte.

Zur Vergrößerung seines Kummers mußte er nicht ohne Erstaunen hören, daß die drei Schiffe, die er von den Kanarischen Inseln mit Lebensmitteln abgesandt hatte, noch immer nicht angekommen waren. Es schien daher nur gar zu wahrscheinlich, daß sie durch einen oder den andern Zufall von dem Ozean verschlungen worden waren.

Vorläufig waren sie für Kolumbus so gut wie verloren. Stürme und Seeströme hatten diese Schiffe von dem ihnen vorgeschriebenen Laufe abgeführt, und nachdem sie in verschiedenen unbekannten Gegenden des Weltmeers herumgetrieben worden waren, langten sie endlich bei Hispaniola, aber gerade an derjenigen Küste an, auf welcher Roldan sich mit seinen Anhängern niedergelassen hatte.

Der verschmitzte Europäer verbarg seine aufrührerischen Unternehmungen vor den Anführern dieser drei Schiffe und wußte sie zu überreden, daß sie einen Teil ihrer Mannschaft ans Land schickten, die, wie er angab, von ihm nach

St. Domingo geführt werden sollte. Diese Leute nun, welche größtenteils ein Auswurf der spanischen Gefängnisse waren, erfuhren nicht so bald Roldans eigentliche Absicht, als sie in der Hoffnung, daß es dabei etwas zu rauben und zu plündern geben würde, mit Freuden unter seine Fahnen traten. Das war die erste unangenehme Frucht des unüberlegten Rates, den Kolumbus selbst gegeben hatte.

Einige Tage nach der Ankunft des Admirals erschienen nun auch diese drei Schiffe bei St. Domingo, doch ohne dem verlassenen Manne in seiner hilfsbedürftigen Lage bedeutenden Trost zu bringen. Denn die meisten Leute hatten sie schon abgegeben, die meisten Lebensmittel aufgezehrt. Roldan aber, der undankbare, der übermütige Roldan spottete nun über die Schwäche des Kolumbus, trotzte auf seine eigene, nur zu sichtbare Uebermacht!

Der tiefste, bitterste Unwille erfüllte Kolumbus' ganze Seele. — Hätte er seinem gerechten Zorne Gehör gegeben, so würde er augenblicklich mit dem Häuflein der ihm treu gebliebenen Leute auf die Verräter losgegangen sein und sein Leben in einem Versuche, sie zu züchtigen, lieber haben aushauchen, als diese ihm angethane Schmach unthätig überleben wollen.

Aber zum Glück für die zerrüttete junge Kolonie war des Kolumbus Seele groß genug, ihren Leidenschaften gebieten zu können und mehr auf das zu sehen, was für andre nützlich war, als was sein eigener gereizter Unwille forderte. Der Gedanke an die Notwendigkeit eines bürgerlichen Krieges machte ihn schaudern. Er beschloß also großmütig die ihm angethane Schmach nicht zu achten, sondern vielmehr einen Versuch anzustellen, ob er den undankbaren Roldan und seine verirrten Anhänger durch Güte wieder zu ihrer Pflicht zurückführen könnte.

In dieser Absicht ließ er zuvörderst überall bekannt machen, daß allen, denen ihr Vergehen leid wäre, Vergebung widerfahren sollte, sobald sie zu ihrer Schuldigkeit zurückkehrten. Ebendieses ließ er dem Roldan selbst versprechen und gab ihm noch außerdem die Versicherung, daß er in seiner vorigen Würde bleiben sollte. Durch diese herablassende Güte erreichte er endlich nach vielen verdrieß-

lichen Unterhandlungen seine Absicht und genoß die Freude, einen so gefährlichen Aufruhr gedämpft zu sehen, ohne deshalb einen Tropfen Blut vergossen zu haben.

Er schickte hierauf ein Schiff nach Spanien, um den Hof von seiner letzten Entdeckung des festen Landes und von der Empörung zu benachrichtigen, die er jetzt gestillt hatte. Mit den Proben der Landesprodukte, die er von dem festen Lande mitgenommen hatte, und welche in Perlen, Goldklumpen und einer Menge Tücher von mancherlei Farben und von einem sehr feinen Gewebe bestanden, übersandte er zugleich sein Tagebuch, in welchem der Lauf seiner Schiffe und alles Merkwürdige, was ihm vorgekommen war, genau beschrieben stand. Roldan hingegen und seine Mitschuldigen unterließen nicht, mit demselben Schiffe gleichfalls an den König zu schreiben, um den Admiral anzuschwärzen und ihr eigenes, schändliches Verfahren zu rechtfertigen. Leider war der König ungerecht genug, den Empörern mehr als dem wackern Kolumbus zu glauben, ungeachtet aus diesem die Stimme der Wahrheit, aus jenen die schändlichste Verleumdung sprach.

Inzwischen hatte der König von Portugal bereuet, daß er Kolumbus verkannt und die Anerbietungen desselben verschmäht hatte. Um diesen Fehler wieder gut zu machen, beschloß er, keine Kosten zu sparen und mit der Entdeckung des längst gesuchten Weges nach Ostindien um Afrika herum endlich einmal zustandezukommen. In dieser Absicht ließ er ein Geschwader ausrüsten und ernannte zum Anführer desselben einen sehr verdienstvollen und erfahrenen Seemann, welcher Vasko de Gama hieß.

Schwierigkeiten, welche unüberwindlich schienen, widersetzten sich dieser Unternehmung, aber zum Glück hatte Gama dasselbe Gepräge eines großen Mannes, welches Kolumbus hatte, daß er sich nämlich durch keine, auch noch so große Schwierigkeit von seinen einmal gefaßten Vorsätzen abwendig machen ließ. Vergebens war es daher, daß die unbekannten Küsten von Afrika, an denen er hinsegelte, ihm ihre Klippen und Sandbänke entgegenstreckten, vergebens, daß die Sonne ihre heißesten Strahlen auf ihn herabschoß und seine Schiffe in Brand zu setzen drohte, vergebens, daß Stürme und Un-

gewitter ihm entgegentobten und seine schlecht gebauten Schiffe zu zertrümmern suchten: er setzte allen diesen Schwierigkeiten einen unbeweglichen Mut entgegen, fuhr unaufhaltbar durch sie hindurch und erreichte endlich glücklich die äußerste Spitze von Afrika, das Vorgebirge der guten Hoffnung. Aber das war nur ein Ruhepunkt für einen so weitstrebenden Geist, wie der des Vasko de Gama war. Er fuhr von dort aus weiter, segelte an der andern Seite von Afrika wieder hinauf und langte endlich bei der Stadt Melinda an, welche auf der Küste von Zanguebar liegt.

Er geriet in die angenehmste Verwunderung, als er hier statt der rohen Menschen, die er bis dahin überall an den afrikanischen Küsten vorgefunden hatte, auf einmal eine weit gesittetere Nation antraf, die sich schon in vielen Stücken den Asiaten näherte. Sie trieb einen weitläufigen Handel mit Ausländern, bekannte sich zu der mohammedanischen Religion und kannte schon viele Künste, welche nur unter gesitteten Völkern angetroffen werden.

Mit großer Zuversicht auf einen erwünschten Ausgang seiner Unternehmung lief er von hier wieder aus und hatte endlich am 20. Mai 1498 das Glück, das Ziel seiner Wünsche, die Küste von Indien, wirklich zu erreichen. Es war die Stadt Kalikut auf der Küste Malabar, bei der er landete.

Er erstaunte ebensosehr über den Reichtum dieses Landes an allen für Europäer kostbaren Produkten, als über die ordentliche Einrichtung des Staates und über die schon so sehr verfeinerten Sitten der Einwohner. Zum Unglück aber hatte er nichts auf seinen Schiffen, was er gegen die Kostbarkeiten dieses Landes hätte vertauschen können, denn mit bloßem Tand, in den die Wilden so vernarrt zu sein pflegen, war diesen Indianern weniger gedient. Er verweilte daher auch nicht lange daselbst, sondern eilte zurück, um seinem Könige die frohe Botschaft von dem glücklichen Ausgange zu bringen, den seine Unternehmung gehabt hatte.

So wurde also fast zu derselben Zeit, in welcher Kolumbus die neue Welt entdeckte, ein anderer, zwar schon bekannter, aber von den Europäern wenig benutzter Welt-

teil durch Hilfe der Schiffahrt mit Europa in genauere Verbindung gebracht. Von dieser Zeit an flossen die unerschöpflichen Schätze Indiens in breiten Strömen dem kleinen Portugal zu, und nicht ohne Neid bemerkten die Spanier den unendlichen Reichtum, welchen ihre Nachbarn an sich zogen, während sie selbst von allen ihren bisherigen Entdeckungen noch nicht einmal die Kosten der verschiedenen Ausrüstungen wiedererstattet bekommen hatten.

Aber nun griff auch die Begierde, Entdeckungen zu machen, mehr und mehr um sich. Könige und Republiken, Edelleute und Bürger, alle wollten ihr Glück versuchen, alle wollten Schiffe ausrüsten und entweder selbst auf Abenteuer auslaufen oder andre auf Abenteuer auslaufen lassen. Jener beherzte Ritter von Hojeda, der den Kolumbus auf seiner zweiten Reise begleitet hatte, beredete einige Kaufleute aus Sevilla, vier Schiffe auszurüsten und sie unter seiner Anführung auf Entdeckungen auszusenden. Man hielt um die Erlaubnis zur Entdeckungsreise an und erhielt sie, ohne daß Kolumbus darüber zu Rate gezogen wurde, was dem Kontrakt entgegenlief, den der spanische Hof mit ihm geschlossen hatte. Der Bischof von Badajos, welcher als Minister des Königs die westindischen Angelegenheiten besorgte und des Kolumbus geschworener Feind war, begnügte sich nicht nur mit dieser Kränkung des Mannes, den er haßte, sondern gab außerdem auch das von Kolumbus eingeschickte Tagebuch und die Seekarten desselben dem Hojeda, damit er sich nach ihnen richten könnte.

Dieser Hojeda nun wurde von einem gewissen italienischen Edelmanne begleitet, welcher Amerigo Vespucci, oder, wie man ihn mit lateinischem Namen zu nennen pflegte, Americus Vespucius hieß.

Da Hojeda sich genau nach dem Tagebuche des Kolumbus richtete, so gelangte auch er nach der Insel Trinidad und in den Golf von Paria, kam nach mehreren Abenteuern nach Hispaniola, machte gemeinschaftliche Sache mit dem schändlichen Roldan, kehrte aber, als er von diesem verraten war, nach Spanien zurück.

Diese Entdeckungsreise des Hojeda, die von gar keiner Bedeutung ist, beschrieb der bereits erwähnte Americus

Vespucius. In welcher Eigenschaft dieser Mann den Hojeda begleitet hat, ist bis jetzt noch nicht ermittelt; er selbst behauptet, er habe im Auftrage der Krone die Reise gemacht. In seiner Reisebeschreibung ist er nicht immer wahrheitsliebend, er überschätzt seinen eigenen Wert, doch liest man deutlich aus seinen Schriften heraus, daß er sich über jede Entdeckung sehr freut und für Naturschönheiten einen empfänglichen Sinn hat. Nicht Americus Vespucius selbst hat vorgeschlagen, das neuentdeckte Land nach seinem Namen zu nennen (so eitel war er nicht), sondern erst nach seinem Tode kam anfangs vereinzelt, später allgemeiner für Westindien der Name Americi terra oder Amerika in Aufnahme, weil das Land meist durch die Beschreibung des Vespucius bekannt geworden war. So ist es gekommen, daß Amerika nicht nach dem Entdecker, wie man doch erwarten sollte, sondern nach dem ersten Beschreiber des Landes genannt wurde.

Um die Entdeckung des Weges nach Ostindien, welche Gama gemacht hatte, auszubeuten, ließ der König von Portugal eine ganze Flotte ausrüsten und mit allerlei europäischen Kaufmannsgütern befrachten, um damit einen einträglichen Handel zu treiben. Zum Befehlshaber dieser Flotte wurde ein Mann Namens Kabral ernannt. Da dieser vernommen hatte, wie unsicher die Schiffahrt längs der afrikanischen Küste hin ist, so steuerte er, als er jenseits der Linie gekommen war, ins weite Weltmeer gegen Westen hin und befand sich, als er diesen Lauf eine Zeitlang fortgesetzt hatte, plötzlich zu seinem großen Erstaunen an der Küste eines weiten Landes.

So entdeckte Kabral zufälligerweise das schöne, reiche Brasilien, beeilte sich, sogleich im Namen seines Königs das Land in Besitz zu nehmen und schickte eins seiner Schiffe ab, um diese angenehme Zeitung nach Haus zu bringen.

Auf diese Weise wurde ein Teil von Amerika nach dem andern entdeckt, und es zeigte sich mehr und mehr, wie sicher die Gründe gewesen waren, auf welche des Kolumbus durchdringender Geist seine Mutmaßungen gebaut hatte.

## Vierzehntes Kapitel.

Kolumbus wird wieder bei dem spanischen Hofe verleumdet. Bovadilla wird zur Untersuchung nach St. Domingo geschickt; er läßt Kolumbus in Ketten werfen und gefesselt nach Spanien bringen. Kolumbus rechtfertigt sich vor seinem Fürstenpaare. Ovando segelt mit einer Flotte von 32 Schiffen nach den neuentdeckten Ländern ab.

Kolumbus hatte zwar den auf Hispaniola entstandenen Aufruhr glücklich zu dämpfen gewußt, aber eine allgemeine und dauerhafte Ruhe war doch dadurch nicht bewirkt worden. Mißvergnügen und Zwietracht glommen vielmehr noch immer in der Asche, und ungeachtet Roldan dem Scheine nach zu seiner Pflicht wieder zurückgekehrt war, so versäumte er doch keine Gelegenheit, den Admiral und sein Verfahren bei Hofe anzuschwärzen. Kolumbus' Ansehen auf der Insel hatte durch seine Güte und Nachsicht, die man für Schwachheit hielt, gleichfalls nicht wenig gelitten, und die Folge davon war, daß bald in dieser, bald in jener Provinz des Landes ein neuer Aufruhr entstand, durch den dann der beunruhigte Mann dermaßen beschäftigt wurde, daß er weder an seine Rechtfertigung in Spanien, noch an die fernere Ausführung seines weiten Entdeckungsplanes denken konnte. Er und seine Brüder mußten fast beständig unter den Waffen sein, und täglicher Verdruß, tägliche Sorgen nagten wie ein verzehrender Wurm an den schon so sehr geschwächten Kräften eines Mannes, dessen hinfälliger Körper und abgehärmter Geist den gerechtesten Anspruch auf Ruhe und Erholung machen konnten.

Aber nicht bloß da, wo er selbst war, sondern auch da, wo er nicht war, mußte er die Streiche eines widrigen Schicksals erfahren. Indes er den ganzen Rest seiner noch übrigen Kräfte aufbot, um Ruhe und Ordnung auf Hispaniola wiederherzustellen, indes er unter stetem Ungemach die weisesten Einrichtungen zustandebrachte und durch Eröffnung sehr ergiebiger Bergwerke die Habsucht seiner Gefährten und die Erwartungen seiner Oberen zu befriedigen suchte, brach in Spanien das fürchterlichste Ungewitter gegen ihn los.

Roldan und seine Anhänger hatten ihr möglichstes



Jsabella, Königin von Spanien.

gethan, alle Schuld der vorgefallenen Unruhen von sich und auf Kolumbus zu wälzen. Zu gleicher Zeit waren viele Mißvergnügte, welche, statt des gehofften Reichtums Armut und Mühseligkeiten eingeerntet hatten, verzweiflungsvoll nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt. Alle diese Leute sahen Kolumbus als die einzige Ursache ihrer getäuschten Hoffnungen an und schütteten durch ganz Spanien Schmähungen und Verwünschungen gegen ihn aus. Von den mächtigen Feinden desselben ermuntert, bestürmten sie den König und die Königin mit Bitten um Erstattung ihres Verlustes und mit Klagen über erdichtete Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen, die sie von dem Admiral erlitten zu haben vorgaben. Die Lumpen, in denen sie gekleidet gingen, und ihr bleiches, ausgehungertes Ansehen flößten Mitleid ein und gaben ihren Beschuldigungen einen großen Schein von Wahrheit. So oft der König oder die Königin sich öffentlich blicken ließen, wurden sie auf Anstiften der Widersacher des Admirals von einem Schwarme solcher Unglücklichen umringt, welche um Gnade für sich und um Rache wider Kolumbus schrieen. Ist es wunderbar, daß der zum Argwohn so geneigte König ihren Beschuldigungen endlich Glauben beimaß? Dürfen wir uns wundern, daß selbst die Königin, die bis dahin noch immer Kolumbus' standhafte Beschützerin gewesen war, sich endlich gleichfalls gegen ihn einnehmen ließ?

Deshalb beschlossen Ferdinand und Isabella, abermals einen Kommissarius nach Westindien zu schicken, der das Betragen des Admirals untersuchen sollte. Franz de Bovadilla hieß der Mann, den Kolumbus' Feinde vorschlugen und der auch die wichtige Stellung bekam; die Vollmacht, welche man ihm gab, berechtigte ihn nicht nur, Kolumbus zu stürzen, sondern mußte auch noch in dem Herzen des gewissenlosen Mannes den Wunsch erwecken, ihn stürzen zu können. Denn er erhielt den Auftrag, sobald er des Kolumbus Aufführung strafbar befunden haben würde, ihn auf der Stelle abzusetzen und an seiner Stelle die Regierung der Insel zu übernehmen.

Bovadilla erhielt die Befugnis, sich aller Festungen, Schiffe, Vorratshäuser und des Eigentums aller Art zu

bemächtigen, über alle Stellen zu verfügen und allen denjenigen, ohne Unterschied des Ranges, von welchen es ihm für die Ruhe der Insel dienlich erschien, zu befehlen, nach Spanien zurückzukehren und sich vor die Herrscher zu stellen. Leider war Bovadilla vollkommen unfähig, ein Geschäft von so hoher Verantwortlichkeit zu leiten; er scheint ein schwacher und anmaßender Mensch gewesen zu sein, der durch die kurze Gewalt, die ihm so unverdient verliehen worden war, bis zur Unverschämtheit aufgeblasen war; er betrachtete den Kolumbus von vornherein als überführten Verbrecher.

Gerade als dieser Unglücksbote auf Hispaniola anlangte, war Kolumbus durch seine Bemühungen dahin gekommen, Ruhe und Ordnung in allen Provinzen der Insel wieder herzustellen. Die Mißvergnügten waren befriedigt, alle Spanier und Indianer waren zum Gehorsam gebracht und den Gesetzen unterworfen, die reichsten Bergwerke waren eröffnet, und zum Anbau des Landes hatte man den glücklichsten Anfang gemacht.

Als Bovadilla zu St. Domingo ankam, befand der Admiral sich eben in einer entfernten Gegend der Insel, um daselbst einige nötige Einrichtungen zu treffen. Billigkeit und Gerechtigkeit erforderten also, daß sein Richter, ohne etwas gegen ihn vorzunehmen, seine Zurückkunft erwartete. Aber was bekümmerte sich ein Mann, wie Bovadilla war, um Billigkeit und Gerechtigkeit? Er war ja nicht gekommen, Kolumbus' Rechtfertigung zu hören, sondern ihn zu verdammen und sich selbst an seine Stelle zu setzen.

Sobald er also aus dem Schiffe gestiegen war, ließ er sich nach dem Hause des Admirals führen und erklärte, daß es von nun an sein eigenes wäre. Dann bemächtigte er sich aller in demselben befindlichen Güter des Abwesenden. Hierauf ließ er öffentlich bekannt machen, daß der König ihn gesandt habe, den Statthalter abzusetzen und allen, welche sich über denselben zu beschweren hätten, Genugthuung widerfahren zu lassen. Auch hiermit noch nicht zufrieden setzte er alle, welche Kolumbus hatte in Verhaft nehmen lassen, augenblicklich in Freiheit und lud sie ein, sich über erlittenes Unrecht zu beklagen.

Das alles war nun schon sehr hart und ungerecht und

doch war es nichts gegen die Abscheulichkeiten, welche dieser ungerechte Richter sich nunmehr sogar gegen die Person des unterdrückten Weltentdeckers selbst erlaubte.

Der schändliche Bovadilla schickte an Kolumbus einen Boten mit dem Befehl, unverzüglich vor seinem Richterstuhle zu erscheinen, um von seiner Aufführung Rechenschaft abzulegen. Zugleich sandte er ihm ein königliches Schreiben, durch welches er angewiesen wurde, zu thun, was der Bevollmächtigte des Königs ihm befehlen würde.

Ein unerwarteter schmetternder Donnerschlag bei völlig heiterem Himmel könnte nicht erschreckender und betäubender für den sichern Wanderer sein, als diese unerwartete Nachricht für Kolumbus war. Er traute seinen eigenen Augen nicht, er überlief noch einmal das unglückliche Papier, welches mit diesen Abscheulichkeiten besudelt war, aber es war nicht anders. Er, der verdienstvolle, keines Verbrechens sich bewußte Entdecker einer neuen Welt, sollte wirklich vor dem Richterstuhle eines Nichtswürdigen erscheinen, der nicht wert war, den Staub von seinen Füßen zu lecken. Kolumbus knirschte vor Unwillen und tiefgefühlter Kränkung.

Dennoch bedachte er sich keinen Augenblick über das, was er zu thun habe. Er hatte bewaffnete Mannschaft, er hatte seinen Bruder Bartholomäus bei sich, und es wäre ihm leicht gewesen, sich einen noch größeren Anhang zu erwerben, um dem ungerechten Richter mit dem Schwerte in der Hand zu antworten. Aber seine große Seele verschmähte jedes Mittel, sich zu schützen, welches nicht mit dem Gehorsame bestehen konnte, welchen er seinen Oberen auch alsdann noch schuldig zu sein glaubte, wenn sie ein himmelschreiendes Unrecht über ihn ergehen ließen. Er bedachte sich also keinen Augenblick, sondern machte sich unverzüglich und ohne Murren auf den Weg nach Domingo, um sein Urteil ehrerbietig zu empfangen.

Jetzt kam er an und wurde dem Bovadilla gemeldet. „Man lege ihn in Ketten!“ rief der Unmensch, ohne ihn vor sich lassen zu wollen; „und schleppe ihn fort!“ Man erfüllte den unmenschlichen Befehl, legte ihm Ketten an und schleppte ihn nach einem der Schiffe in Haft. So wurde der Mann belohnt, dem, wenn er zu Zeiten der alten Griechen

und Römer gelebt hätte, für seine unermeßlichen Verdienste Statuen errichtet, dem göttliche Ehren erwiesen, Tempel erbaut worden wären.

Man läßt des Kolumbus schuldlose Glieder in Ketten schmieden und ihn auf diese schimpfliche Weise aus einem Lande schleppen, dessen Besitz er seinem Könige durch tausend Mühseligkeiten und mit Gefahr seines Lebens erkauft hatte. Da steht er und empfängt diesen letzten harten Schlag seines widrigen Schicksals mit stiller Würde und mit einer Gelassenheit, welche mehr als die beredteste Schutzrede seine Unschuld und seinen Edelmut an den Tag legte. Jetzt wird er fortgerissen, aber der Kelch seiner Leiden ist hiermit noch nicht ausgeleert. Seine Geduld sollte noch schwerer geprüft werden; denn Bovadilla hatte mit seiner Grausamkeit noch nicht den höchsten Grad erreicht.

Er wußte, daß sein edler Gefangener nur halb leiden würde, so lange er nur der einzige Unglückliche seiner Familie wäre, seine Brüder noch in Freiheit wüßte. Also auch diese mußten in Bande gelegt werden, und damit einer dem andern durch seine Gegenwart nicht etwa zum Trost gereichen möchte, so ließ er befehlen, daß jeder von ihnen auf einem besonderen Schiffe gefangen gehalten würde. Dann ließ er allen drei Brüdern den Prozeß machen und verurteilte sie zum Tode. Zum Glück aber hatte er nicht das Herz, seinen mörderischen Ausspruch selbst in Erfüllung zu bringen, weil er sich vor der Verantwortung fürchtete. Er hoffte indes, daß sein mächtiger Freund, der Bischof von Badajos, des Kolumbus unversöhnlicher Feind, schon dafür sorgen würde, daß das gefällte Todesurteil in Erfüllung ginge. Deshalb beschloß er, die Gefangenen mit den schriftlichen Verhandlungen nach Spanien zu schicken.

Kaum war der Kapitän, welcher Kolumbus und seine Brüder nach Spanien bringen sollte, unter Segel gegangen, als er sich seinem edlen Gefangenen mitleidig und ehrerbietig näherte, um ihm die Ketten abzunehmen. Allein Kolumbus weigerte sich, seine Gefälligkeit anzunehmen. „Lassen Sie mich!“ antwortete er ihm. „Ich trage diese Ketten auf Befehl meiner Obern; nur diese können sie mir wieder abnehmen, und ich will, daß sie mich auch jetzt, wie vorher,

gehorsam finden sollen.“ Er blieb also gefesselt, bis er nach Spanien kam.

Bovadilla hatte verordnet, daß die Gefangenen bei ihrer Ankunft in Spanien sogleich dem Bischofe von Badajos überliefert werden sollten, damit sie keine Gelegenheit hätten, das Mitleid ihrer bisherigen Beschützerin, der Königin Isabella, anzuflehen. Allein ein ehrlicher Lotsmann, namens Martin, der das unwürdige Schicksal des Admirals zu Herzen nahm, verließ heimlich das Schiff und eilte, der Königin einen von Kolumbus geschriebenen Brief zu überbringen, in dem sie von allem, was geschehen war, benachrichtigt wurde.

Der Hof erstaunte über diese Nachricht, denn daß Bovadilla die ihm gegebene Vollmacht dergestalt mißbrauchen würde, hatte man nicht vorausgesehen. Man erkannte die Unwürdigkeit einer solchen Behandlung eines verdienstvollen Mannes und sah voraus, wie sehr ganz Europa diese That verabscheuen würde. Sogleich wurde also ein Eilbote mit dem Befehl abgesandt, Kolumbus und seine Brüder augenblicklich in Freiheit zu setzen.

Zugleich lud man Kolumbus selbst verbindlichst ein, nach Hofe zu kommen, und schickte ihm Gelder, um sich anständig kleiden und seinem Stande gemäß erscheinen zu können. Kolumbus erfüllte den Wunsch des Fürstenpaars und kam.

Bei seinem Eintritt in das Zimmer, in welchem der König und die Königin ihn erwarteten, warf er sich ihnen stillschweigend zu Füßen. Die tiefe Empfindung des Unrechts, welches er gelitten hatte, benahm ihm die Sprache, und es dauerte eine Zeitlang, ehe er sich wieder fassen konnte. Endlich ermannte er sich, gestärkt durch das Gefühl seiner Unschuld, und nun fing er an, sich gegen die Verleumdungen seiner boshaften Widersacher zu rechtfertigen. Er hielt mit gesetztem Anstande eine lange Rede, in der er seine Unschuld auf eine so augenscheinliche Art bewies, daß Ferdinand und Isabella völlig von derselben überzeugt wurden. Sie bezeigten ihm darauf ihr Bedauern wegen des Vorgefallenen und versicherten, daß es ohne ihr Wissen geschehen sei. Um diese Versicherung noch glaublicher zu machen, entsetzten sie den Bovadilla seiner Würde und suchten

Kolumbus durch Liebkosungen und durch das Versprechen ihres künftigen Schutzes zu ermuntern.

Als es nun bald darauf ankam, zu bestimmen, wer an Bovadillas Stelle Statthalter der entdeckten Länder sein sollte, da zeigte es sich nur allzusehr, daß das Mißtrauen, welches dem Könige und der Königin gegen Kolumbus einmal eingeflößt war, noch nicht von Grund aus getilgt war. Gern wollten sie den Schein der Undankbarkeit gegen ihn vermeiden; gern wollten sie dadurch, daß sie alles, was Bovadilla gethan hatte, öffentlich mißbilligten, den Vorwurf der Ungerechtigkeit von sich abwälzen, aber ihn wieder in seine vorige Würde einzusetzen, das schien ihnen bedenklich zu sein. Sie hielten es für gefährlich, einem Manne, dem sie so viel zu verdanken hatten und dem seine bisherige Dienste so schlecht belohnt worden waren, einen Posten anzuvertrauen, auf dem er für ihren Undank sich hätte rächen können. Sie zogen ihn also unter allerlei schmeichelhaften Vorwänden bei Hofe hin und ernannten an seiner Stelle den Nikolaus von Ovando zum Statthalter in Westindien, dem eine Flotte von 32 Schiffen mitgegeben wurde, die 2500 Personen, und zwar viele aus den angesehensten Familien des Königreiches, und außerdem alle möglichen Gegenstände mitnahmen, die zur Förderung und zum dauernden Gedeihen des Pflanzstaates dienen konnten.

Vergebens berief sich Kolumbus auf die Rechte, die ihm und seiner Familie gleich beim Anfange seiner Unternehmung auf ewige Zeiten zugesichert worden waren, vergebens beklagte er sich über die neue Ungerechtigkeit, deren man sich gegen ihn schuldig machen würde, wenn man, nachdem man ihn für schuldlos erklärt hätte, ihn dennoch als einen überführten Verbrecher seines Amtes entsetzte. Man suchte seinen Klagen durch allerlei Entschuldigungen auszuweichen.

Kolumbus blieb zurückgesetzt; er empfand den gerechtesten Unwillen über die neue Kränkung und verhehlte ihn nicht. Wohin er ging, da trug er die Ketten, mit denen er gefesselt gewesen war, als einen Beweis des schwarzen Undanks bei sich, mit dem man seine großen Dienste vergolten hat. Sie hingen beständig vor seinen Augen, und er verordnete, daß man nach seinem Tode sie mit in sein Grab legen sollte.

Dennoch wäre es unbillig, die spanische Regierung geradezu der Ungerechtigkeit und Undankbarkeit zu beschuldigen. Manche Gründe bewogen die Herrscher dazu, den Kolumbus noch einige Zeit in Spanien zurückzuhalten. Es war nicht passend, ihn unmittelbar auf den Schauplatz des Mißvergnügens zurückzuschicken, ehe sich die Glut der alten Feindschaft etwas abgekühlt hatte. Dazu kam, daß die hohe Begeisterung, welche den Kolumbus über jedes Hindernis hinwegführte, ihn auch in zahlreiche Verlegenheiten verwickelte, daß sein lebhafter Geist seinen Ansichten und Schilderungen oft eine übertriebene Färbung gab, auf die dann eine bittere Enttäuschung folgen mußte. Bildete er sich doch ein, daß seine Entdeckung in der Offenbarung Johannis und im Jesaias verkündigt sei, glaubte er doch die wirkliche Räumlichkeit des Gartens von Eden gefunden zu haben; schwärmte er doch für einen Kreuzzug zur Wiedereroberung des heiligen Grabes. Thaten demnach die Fürsten nicht recht, wenn sie den verdienstvollen Mann noch in Spanien behielten, damit er sich selbst nicht schadete?

---

## Fünfzehntes Kapitel.

Ovando zieht den frechen Bovadilla zur Rechenschaft. Kolumbus unternimmt im Jahre 1502 seine vierte Reise.

Noch nie war eine so starke Flotte nach Westindien gesandt worden, als diejenige war, welche dem Ovando, dem neuen Statthalter, anvertraut wurde.

Mit der ansehnlichen Macht von 32 Schiffen und 2500 Menschen segelte Ovando ab, und Kolumbus mußte mit seinem Kummer zu Hause bleiben, mußte es ansehen, daß ein andrer hingeschickt wurde, zu ernten, was er unter so vielen unbeschreiblichen Drangsalen gesät hatte. Wie ihn das schmerzte, wie es ihn kränkte, sich auf seiner rühmlichen Laufbahn angehalten und unfähig gemacht zu sehen, seinen großen Entdeckungsplan ganz auszuführen, da er die Absichten der Herrscher nicht kannte, läßt sich nicht beschreiben. Bald nachdem Ovando am 15. Februar 1502 abgesegelt

war, erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der die Flotte zerstreute. In Spanien lief die Nachricht ein, die Flotte sei untergegangen. Die Herrscher, von Kummer über diesen neuen Unstern überwältigt, der so viele ihrer besten und tapfersten Unterthanen zum Wellengrabe bestimmte, hielten sich mehrere Tage in ihrem Palaste eingeschlossen. Glücklicherweise erwies sich die Nachricht als unbegründet. Die Flotte hatte den Sturm glücklich überstanden, nur ein Schiff war untergegangen, die übrigen erreichten zur rechten Zeit ihren Bestimmungsort.

Ovando kam bei Hispaniola eben zu rechter Zeit an. Wäre er länger ausgeblieben, so würde die dort befindliche Kolonie durch Bovadillas thörichte und ungerechte Regierung vielleicht gänzlich zu Grunde gerichtet sein. Dieser Nichtswürdige hoffte sich in dem Besitze seiner durch Ungerechtigkeit erschlichenen Gewalt dadurch zu befestigen, daß er sich durch unerlaubte Mittel bei dem Pöbel beliebt zu machen suchte. In dieser Absicht widerrief er alle die weisen Verordnungen, welche Kolumbus gegeben hatte, und erlaubte einem jeden so frech und zügellos zu leben, wie er nur wollte. Sein Vorgänger hatte die armen Indianer wider alle Unterdrückungen der Spanier väterlich zu schützen gesucht, er hingegen gab das unglückliche Volk jeder Gewaltthätigkeit preis. Er ließ die Köpfe derselben zählen und teilte sie als Sklaven unter seine habsüchtigen Anhänger aus, die sich dieser armen Kreaturen zu Bergwerksarbeiten bedienten, zu denen sie mit unmenschlicher Strenge angehalten wurden. Die Last dieser Arbeit und die grausame Härte, die sie von ihren Treibern zu erdulden hatten, rieben diese schon von Natur schwachen Menschen völlig auf, und es fehlte nicht viel mehr, so würde das ganze unglückliche Volk gänzlich ausgestorben sein.

Das erste, was Ovando vornahm, war, daß er Bovadilla absetzte und ihn nebst Roldan nach Spanien sandte, damit sie daselbst von ihrem schlechten Betragen Rechenschaft ablegten. Auf Befehl des Königs hob er hierauf die eingeführte Sklaverei wieder auf und erklärte alle Indianer für freie Leute, denen niemand gewaltthätig begegnen sollte. Die freche Lebensart der Spanier schränkte er durch neue

Gesetze ein und erlaubte ihnen zwar, noch fernerhin Gold aufzusuchen oder auszugraben, doch nur unter der Bedingung, daß die Hälfte ihres Gewinstes allemal dem Könige, als dem Herrn der Insel, zufallen sollte.

Kolumbus besucht inzwischen von schwerem Kummer gebeugt von Zeit zu Zeit den Hof, welcher fortfährt, bei den gerechten Klagen taub zu sein; er fleht nicht um Gnade, nur um Gerechtigkeit, und, mit dem vom Könige unterschriebenen Kontrakte in der Hand, dringt er auf die Erfüllung des ihm gemachten Versprechens, daß er allein in den von ihm entdeckten Ländern Unterkönig sein sollte.

Er war überzeugt, daß er auf seiner letzten Reise die Küste eines festen Landes entdeckt habe. Sein bisheriger Irrtum, daß dieses Land ein Teil von Indien sei, das sich bis dahin erstrecke, war durch verschiedene von ihm angestellte Beobachtungen, wenn nicht gänzlich gehoben, doch sehr wankend gemacht worden. Jetzt vermutete er, daß zwischen diesem festen Lande und Indien noch vielleicht ein großer Ozean war, der beide voneinander trennte.

Nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermutete er ferner, daß in derjenigen Gegend, wo die Erdenge Darien ist, das Land vielleicht durch eine Straße oder Meerenge getrennt werde, durch welche man dann aus dem Atlantischen Meere in den unbekannten Ozean und durch diesen nach Indien segeln könnte.

Nun schien es ihm aber eine Sache von der äußersten Wichtigkeit zu sein, zu untersuchen, ob es eine solche Straße in der Gegend wirklich gäbe oder nicht. Denn wäre sie da, wie viel gerader und geschwinder würde man alsdann von Spanien aus mitten durch Amerika hindurch nach Ostindien segeln können, als auf dem von den Portugiesen entdeckten Wege um Afrika herum! So groß daher auch die Beleidigung war, die sein König ihm zugefügt hatte, so war doch seine Begierde, der Welt durch fernere Entdeckungen zu nützen, noch viel stärker, als der Unwille, den er über die Zurücksetzung empfand; er beschloß daher, alles ihm angethane Unrecht großmütig zu vergessen und sein graues Haupt noch einmal allen Gefahren und Beschwerlichkeiten einer neuen Entdeckungsreise bloßzustellen.

Er teilte seinen Entschluß dem Hofe mit, und dieser war entzückt darüber, eine Gelegenheit zu erhalten, von seiner beschwerlichen Gegenwart befreit zu werden. Denn der Anblick eines so verdienstvollen und doch so gröblich beleidigten Mannes war für den König und die Königin ein täglicher Vorwurf, von dem sie sich befreit zu sehen wünschten; sie ergriffen daher mit Vergnügen sein eigenes Anerbieten, sie dieses beschwerlichen Anblicks überheben zu wollen. Auch hatten sie Ursache, sich von seiner Geschicklichkeit einen abermaligen glücklichen Erfolg dieser Unternehmung zu versprechen. Man gab also unverzüglich Befehl, ein Geschwader für ihn auszurüsten.

Aber was war das für ein Geschwader! Vier kleine, elende Barken, von denen die größte nicht halb so groß war, wie mittelmäßige Kauffahrteischiffe zu sein pflegen, machten die ganze Macht aus, die man ihm zu einer so wichtigen Unternehmung anvertraute. Mit diesen Schiffchen sollte er abermals in einen weit entfernten unbekannten Ozean laufen, mit ihnen sollte er einen Weg finden, auf dem man unermeßliche Schätze aus dem reichen Ostindien zu holen sich versprach. Welch kleines Mittel zur Erreichung einer so großen Absicht!

Ein andrer würde vor der Unmöglichkeit, eine so schwere Unternehmung mit so elenden Fahrzeugen zustandezubringen, zurückgebebt sein, allein Kolumbus dachte an seine erste Reise und trug kein Bedenken, sein Leben auch diesmal ebenso schlechten Schiffen anzuvertrauen, wie diejenigen waren, mit denen er das große Weltmeer zwischen Europa und Westindien das erste Mal durchschnitten hatte. Er schiffte sich also getrosten Mutes ein, begleitet von seinem Bruder Bartholomäus und von seinem 13jährigen zweiten Sohne Ferdinand, welcher nachher der Geschichtsschreiber seines Lebens wurde.

Es war am 9. Mai im Jahre 1502, also zehn Jahre nach seiner ersten Reise, als der ergraute Seefahrer von Cadix aus unter Segel ging und den Kanarischen Inseln zusteuerte. Die Reise war diesmal überaus glücklich; nur das eine seiner Schiffe, und zwar das größte, wurde so schwerfällig im Segeln befunden, daß er Mühe hatte, es

mit den andern fortzubringen. Er richtete daher seinen Lauf zuerst nach Hispaniola, um daselbst dieses unbrauchbare Schiff gegen ein andres umzutauschen.

Als er auf der Höhe der Insel angekommen war, schickte er einen Abgeordneten an den Statthalter Ovando, um ihm die Ursache seiner Ankunft melden zu lassen und ihn um die Erlaubnis zu bitten, in den Hafen einlaufen zu dürfen. Allein der Statthalter glaubte dem Kolumbus diese Erlaubnis nicht geben zu dürfen, weil ihm von den Fürsten ein andrer Weg vorgeschrieben und verboten war, nach Hispaniola zu fahren. So zog sich der Admiral eine Demütigung zu, die er hätte erwarten müssen. Trotz seiner Erbitterung machte er den Ovando darauf aufmerksam, daß er aus gewissen Umständen, auf die ihn seine Erfahrung geführt hätte, mit großer Wahrscheinlichkeit voraussähe, daß ein heftiger Orkan im Anzuge sei; er bäte daher, man möchte ihm nur erlauben, in den Hafen einzulaufen, bis das Unwetter vorüber sein würde. Da der Statthalter eben im Begriff war, eine ansehnliche Flotte nach Spanien absegeln zu lassen, so ließ ihm Kolumbus zugleich raten, die Absendung derselben noch einige Tage aufzuschieben. Aber diese Vorschläge blieben unbeachtet. Man verwarf seine Bitte, verschmähte seinen Rat und verlachte seine auf Erfahrung gegründete Warnung als eine Träumerei eines eingebildeten oder betrügerischen Wetterpropheten. Das Einlaufen wurde ihm abermals untersagt und die nach Spanien bestimmte Flotte ging unter Segel.

So mußte derjenige, dem man den Besitz von Westindien zu verdanken hatte, sich als ein verdächtiger Mensch von einer Insel abweisen lassen, die er mit Gefahr seines Lebens und unter so vielen Beschwerlichkeiten selbst entdeckt hatte. So wurde ihm, dessen Leben und dessen abermalige Bestimmung so wichtig waren, ein Zufluchtsort vor Sturm und Ungewitter verschlossen, den die Menschlichkeit einem jeden Fremdling zu öffnen gebietet. Das war wieder ein empfindlicher Schlag für Kolumbus' Herz, welches von so vielen andern Streichen eines unverdienten widrigen Schicksals schon so mürbe geworden war.

Aber der Himmel rächte die dem Greise angethane

Schmach diesmal sichtbarlich. Der von ihm vorausgesehene Orkan stellte sich wirklich ein. Kolumbus selbst hatte sich auf denselben gefaßt gemacht, und seine weisen Veranstaltungen retteten seine eigenen Schiffe vom Untergange. Die ganze reichbeladene Flotte hingegen, welche nach Spanien ausgelaufen war, wurde bis auf wenige Schiffe ein Raub der Wellen; Roldan und Bovadilla, die sich mit eingeschifft hatten, fanden hier den Lohn ihres abscheulichen Betragens gegen Kolumbus und wurden beide mit ihren auf Hispaniola erworbenen großen Reichtümern vom Meere verschlungen. Sehr merkwürdig war hierbei der Umstand, daß gerade nur dasjenige Schiff von der Flotte unbeschädigt blieb und seinen Lauf nach Spanien fortsetzen konnte, welches das Vermögen des Kolumbus an Bord hatte und welches man zum Transport dieser Schätze deswegen gewählt hatte, weil es unter allen das schlechteste war.

Diese merkwürdige Begebenheit machte auf die unwissenden und abergläubischen Menschen der damaligen Zeit einen ganz verkehrten Eindruck. Statt die Gerechtigkeit anzubeten, mit welcher die Hand des Allmächtigen die Wege der Menschen lenkt, fielen sie auf den einfältigen Gedanken, daß Kolumbus ein Zauberer sei und daß er durch Hilfe mächtiger Geister, die ihm zu Gebote stünden, diesen Sturm erregt habe, um an seinen Feinden Rache auszuüben.

Als der Admiral später erfuhr, daß unter den Ertrunkenen sich seine Gegner Bovadilla und Roldan befanden, glaubte er zu ergründen, daß eine höhere vergeltende Gewalt zur Vollstreckung einer Sühne an seinen Beleidigern sich herbeigelassen habe.

Kolumbus verließ mit gerechtem Unwillen eine Insel, bei der man ihm, dem Entdecker derselben, nicht einmal einen Schutzort vor den Gefahren eines schrecklichen Sturmes hatte verstatten wollen, und segelte mit seinen sehr beschädigten Schiffen dem festen Lande gegen Westen zu.

Auch diese Reise war mit großen Beschwerlichkeiten und vielen Gefahren verknüpft. Dennoch erreichte Kolumbus endlich glücklich eine Insel, welche Guanaia heißt und nicht weit von derjenigen Küste des festen Landes abliegt, welche Honduras genannt wird.

Sobald man vor Anker gekommen war, schickte der Admiral seinen Bruder Bartholomäus mit einiger Mannschaft ans Land, um dasselbe untersuchen zu lassen. Indem nun dieser sich der Küste näherte, stieß er auf einen großen indianischen Kahn, der eine weit künstlichere Bauart verriet, als er an denjenigen Nachen der Wilden bemerkt hatte, die ihm bis dahin zu Gesicht gekommen waren. Er war von ansehnlicher Länge, acht Fuß breit und hatte in der Mitte ein Dach von Palmblättern, so daß er einer großen Gondel glich. Unter dem Dache befanden sich die Weiber und Kinder der Indianer, und außer diesen wurden noch 25 Männer in dem Kahne gezählt.

Man suchte sie einzuholen, und als man sie erreicht hatte, ergaben sie sich willig zu Gefangenen, ungeachtet sie bewaffnet waren. Man untersuchte hierauf ihre Ladung und fand Matratzen, eine Art von Hemden ohne Aermel aus baumwollenem Garn gemacht, einige andre Kleidungsstücke und große Tücher, welche den Weibern als Mantel dienten, große hölzerne Schwerter, die auf beiden Seiten dadurch geschärft waren, daß man Kieselsteine in einer Fuge mit Garn und Harz befestigt hatte, nebst kupfernen Beilen und einigen andern Gerätschaften, die aus ebendemselben Metalle verfertigt waren. Ihre Lebensmittel waren mit denen auf Hispaniola fast von derselben Art, nur daß man eine Art von Getränk, aus Mais gekocht, bei ihnen fand, welches dem Biere glich, und einen kleinen Vorrat von Kakaobohnen, welche ihnen das liebste zu sein und die Stelle des Geldes zu vertreten schienen. Dies waren die ersten Bohnen dieser Art, welche die Europäer gesehen hatten.

Etwas sehr Merkwürdiges, welches man an diesen Wilden bemerkte, war die liebenswürdige Tugend der Schamhaftigkeit, da sie keinen Teil ihres Leibes zu entblößen pflegten, den die Ehrbarkeit zu bedecken gebietet.

Der Admiral freute sich, diese guten Leute in seine Gewalt bekommen zu haben, in der Hoffnung, allerlei Nachrichten von ihnen einzuziehen. Er ließ ihnen sehr liebreich begegnen, kaufte ihnen ihre amerikanischen Güter für europäische ab und gab ihnen, da er sich nach allem hinlänglich

erkundigt hatte, ihren Kahn mit der Erlaubnis zurück, zu fahren, wohin es ihnen beliebte. Einen Alten hingegen, welcher unter allen der verständigste zu sein schien, behielt er mit seiner Einwilligung noch eine Zeitlang an Bord, um durch ihn noch mehrere nützliche Nachrichten einzuziehen und ihn bei ferneren Zusammenkünften mit Wilden zum Unterhändler zu brauchen.

Er erfuhr von diesem Alten, daß gegen Westen hin ein sehr großes Land läge, in welchem es Gold in Menge gäbe. Durch leicht zu verstehende Zeichen gab derselbe zu erkennen, daß die Leute in diesem Lande goldene Kronen auf dem Haupte und dicke goldene Ringe an den Armen und Beinen trügen; man beschlage Tische, Stühle und Kasten mit Gold, und als man ihm Korallen, Gewürze und andre kostbare Waren zeigte, so versicherte er, daß es auch diese in Menge in diesem Lande gäbe. Dieses Land aber war kein andres als das reiche Mexiko. Allein so groß auch die Begierde der Gefährten des Admirals nach diesen Schätzen war, so fühlte er selbst doch ein noch stärkeres Verlangen, den großen Endzweck seiner Reise zu erreichen und die Straße aufzusuchen, die er nicht weit von dort zu finden hoffte. Er verschmähte daher, ohne sich erst lange zu bedenken, die unermeßlichen Schätze, von denen man ihn versicherte, daß sie ihm so nahe lägen, achtete nicht auf das Murren seiner Gefährten, sondern richtete seinen Lauf längs der Küste des festen Landes gegen Osten hin.

---

## Sechzehntes Kapitel.

Kolumbus sucht unter vielen Gefahren vergeblich eine Meerenge zwischen dem Atlantischen und stillen Ozean zu entdecken.

Kolumbus verfolgte seinen Plan und segelte von der Küste Honduras gegen Osten, um die Straße aufzusuchen, die er nach der Versicherung der Wilden in dieser Richtung zu finden hoffte.

Auf dieser östlichen Fahrt längs der Küste hin sah man Menschen, welche von den vorigen ihrer Lebensart nach gar

sehr verschieden und ungleich wilder waren. Sie gingen durchaus nackt, aßen rohes Fleisch und Fische ohne alle Zubereitung und hatten ihre Ohren durch die vielen Sachen, die sie darin trugen, bis auf die Schultern ausgedehnt. Sie hatten am ganzen Leibe Bilder von Hirschen, Löwen und andern Tieren in die Haut eingebrannt. Die Angesehensten unter ihnen unterschieden sich von den andren durch weiße und rote Mützen von baumwollenem Zeuge. Einige hatten ihr Gesicht schwarz, andre rot, wiederum andre mit Streifen von allerlei Farben bemalt, einige hingegen hatten nur die Lippen, die Nasenlöcher und die Augen gefärbt.

Die Löcher in ihren Ohren waren so groß, daß man ein Hühnerei hindurchstecken konnte. Kolumbus nahm daher Gelegenheit, diese Gegend des Landes die Küste de las Orejas (die Ohrenküste), zu nennen.

Von da segelte er weiter, jedoch nur in kleinen Tagreisen, weil er fast immer mit widrigen Winden und mit Seeströmen zu kämpfen hatte. Endlich erreichte er ein Vorgebirge, von dem aus das Land sich gegen Süden bog, so daß ebenderselbe Wind, der ihm bis dahin zuwider gewesen war, ihm nunmehr günstig wurde, indem er fortfuhr, längs der Küste hinzufahren. Deswegen nannte der fromme Mann, welcher nie vergaß, jeden glücklichen Vorfall demjenigen zuzuschreiben, der die einzige Quelle alles Guten ist, dieses Vorgebirge Gracias a Dios, oder Gott sei Dank.

Als man nach einigen Tagen an einer andern Stelle vor Anker gegangen war, fanden sich bald einige Kähne voll bewaffneter Wilden ein, welche das Ansehen hatten, als wenn sie ihnen die Landung streitig machen wollten. Kaum hatten sie aber sich von den friedfertigen Gesinnungen der Spanier überzeugt, so näherten sie sich ihnen mit großem Vertrauen und boten diejenigen Sachen, die sie bei sich hatten, zum Verkauf an. Diese bestanden aus allerlei Waffen, — Armbrüsten, Stöcken von einem Holze, das sehr schwarz und hart war, mit Fischgräten zugespitzt, und Keulen — aus Wämsern von Baumwolle und aus Stückchen eines blassen Goldes, welche sie am Halse trugen. Der Admiral beschenkte sie mit allerhand europäischen Spielsachen, ohne etwas von ihrem Eigentume dagegen annehmen zu wollen.

Sie schienen mißvergnügt darüber zu sein, und da man auch ihre wiederholte Einladung, ans Land zu kommen, ausschlug, so sahen sie dieses als ein Zeichen von Mißtrauen gegen sie an, welches sie aus dem Wege zu räumen wünschten.

Sie schickten daher bald darauf einen alten Mann, von ehrwürdigem Ansehen, begleitet von zwei jungen Mädchen, welche Goldbleche am Halse trugen, als Abgesandte an die Spanier. Der Greis erschien mit einer Fahne in der Hand, welche ohne Zweifel ein Zeichen des Friedens sein sollte; er verlangte, vor den Admiral geführt zu werden. Dieser empfing die Gesandtschaft mit der ihm eigenen Leutseligkeit, ließ sie speisen und kleiden und schickte sie, höchst vergnügt über eine so freundliche Behandlung wieder ans Land.

Am folgenden Tage fuhr Kolumbus' Bruder an den Strand, wo er alle Sachen, die man den Eingebornen geschenkt hatte, aufgehäuft liegen sah, vermutlich weil die Sitte diesen Wilden nicht gestattete, Geschenke anzunehmen, ohne ein Gegengeschenk dafür gemacht zu haben. Bei seiner Landung kamen zwei der Vornehmsten ans Boot, nahmen den Bartholomäus bei den Armen und nötigten ihn, sich zwischen sie ins Gras zu setzen. Dieser that, was sie wünschten, legte ihnen darauf mit Hilfe eines indianischen Dolmetschers verschiedene Fragen vor und befahl seinem Schreiber, ihre Antworten aufzuschreiben.

Kaum aber erblickten die Wilden Feder, Papier und Dinte, als sie mit großer Bestürzung aufsprangen und nebst allen übrigen daselbst versammelten Eingebornen davonliefen. Die armen abergläubischen Leute bildeten sich nämlich ein, daß der Schreiber ein Zauberer, die Schreibmaterialien Werkzeuge der Zauberei seien und daß man ihnen dadurch ein Leid zufügen wollte. Man hatte Mühe, ihnen diesen lächerlichen Argwohn auszureden, und sie wagten es nicht eher, sich den Spaniern wieder zu nähern, bis sie sich nach ihrer Meinung gegen die Zauberei in Sicherheit gesetzt hatten. Das machten sie nun aber so: Sie warfen den Spaniern ein gewisses Pulver entgegen, welches einen Rauch von sich gab, und diesen Rauch, dem sie vermutlich die Kraft zutrauten, daß er jede Zauberei unwirksam machen könnte, jagten sie auf den zu, den sie für den Hexenmeister ansahen.

Bartholomäus ging hierauf mit ihnen nach ihrer Stadt. Das Merkwürdigste, was er daselbst sah, war ein großes, hölzernes Gebäude, welches ihnen zum Begräbnisorte diente. Er fand in demselben einige tote, in baumwollene Tücher gewickelte Leiber, deren einer einbalsamirt war. Ueber einem jeden Grabmal lag ein Brett, auf welchem man Figuren von Tieren, bei einigen auch die Bildnisse der Verstorbenen mit allerlei Zieraten erblickte.

Da der Admiral am folgenden Tage einige der Eingebornen an Bord behielt, um noch fernere Nachrichten einzuziehen, so glaubten die übrigen, es geschehe aus Habsucht, um eine Loskaufung von ihnen zu erpressen. Sie schickten daher eine Gesandtschaft an ihn nebst zwei jungen, wilden Schweinen als ein Lösegeld für die Gefangenen. Der Admiral suchte diesen Abgeordneten begreiflich zu machen, daß ihre zurückbehaltenen Landsleute keine Gefangene seien, sondern nächstens wieder ans Land geschickt werden sollten, und daß es daher eines Lösegeldes ganz und gar nicht bedürfe. Er kaufte ihnen darauf die Schweine ab, worauf sie vergnügt zurückkehrten.

Die Schweine wurden aufs Verdeck gebracht. Dort befand sich auch eine wilde Katze, grau von Farbe und von der Größe eines kleinen Windspiels, die von einem Matrosen gefangen war, nachdem er ihr die eine Pfote abgehauen hatte. Dieses Tier ist so leicht und so schnell wie ein Eichhörnchen, springt von einem Baume auf den andern und hängt sich zuweilen, entweder um auszuruhen oder bloß zur Lust, mit seinem Schwanze an einem Zweige auf. Kaum wurde dieses Tier von den Schweinen erblickt, als sie in großer Angst ihm zu entrinnen suchten. Allein man ergriff das eine derselben und führte es zu der Katze. Diese umschlang augenblicklich die Schnauze desselben mit ihrem Schwanze und klammerte sich zu gleicher Zeit mit den Vorderpfoten dergestalt an seinen Kopf, daß sie es zuverlässig würde getötet haben, wenn das Schiffsvolk sich nicht ins Mittel geschlagen hätte. Man sagt, daß in Spanien die Wölfe es ebenso zu machen pflegen, wenn sie ein erhaschtes Tier erlegen wollen.

Nach einer abermaligen Fahrt von einigen Tagen ging

der Admiral bei der Mündung eines Flusses vor Anker und schickte die Boote mit einigen Leuten ans Land. Allein eine Menge bewaffneter Eingebornen widersetzte sich ihrer Landung. Ueber hundert derselben sprangen bis an die Hüften ins Wasser, schwenkten drohend ihre Lanzen, bliesen Hörner, schlugen eine Art von Trommeln, spritzten trotzend Seewasser nach den Spaniern und spieen zum Zeichen ihrer Verachtung und ihres Abscheues gekaute Kräuter gegen sie aus. Die Spanier hatten Befehl, sich in den Schranken einer behutsamen Friedfertigkeit zu halten. Da sie also den Trotz der Wilden auf keine Weise erwiderten, sondern sich damit begnügten, dem kriegerischen Schauspiele in nötiger Entfernung zuzusehen, so wurden die Herausforderer des fruchtlosen Zankens endlich von selbst müde, und statt des Treffens wurde bald darauf zwischen beiden Parteien ein Handel eröffnet, in welchem die Spanier sechzehn Goldplatten, 150 Dukaten an Wert, für einige wenige Schellen eintauschten.

Die Wilden fingen am folgenden Tage an, das ruhige Verhalten der Spanier bei ihrer Herausforderung mit andern Augen anzusehen, als sie es hätten thun sollen. Sie schrieben es der Feigheit zu und trieben deswegen ihren Mutwillen so weit, daß sie die sich abermals dem Lande nähernden Boote mit ihren Wurfspießen empfingen. Da sahen sich denn die Spanier genötigt, ihnen einen Beweis zu geben, daß es ihnen weder an Herz, noch an Macht fehle, es mit ihnen aufzunehmen. Der Admiral ließ eine Kanone abfeuern, und da zu gleicher Zeit einer der angreifenden Wilden durch einen abgeschossenen Pfeil verwundet wurde, so liefen sie alle bestürzt davon, und die Spanier begnügten sich, ans Land zu treten, ohne den Flüchtigen weiter schaden zu wollen.

Man suchte sie vielmehr durch einladende Zeichen zu bewegen, daß sie wieder zurückkehren möchten. Die Einladung wurde auch angenommen, weil die Eingebornen nunmehr überzeugt waren, daß die weißen Fremdlinge ihnen nicht schaden wollten, ungeachtet sie die Macht dazu in Händen hätten. Sie legten also ihre Waffen nieder, kehrten zurück und vertauschten ihre Goldbleche in Friede und Freundlichkeit.

Nachdem der Admiral die Beschaffenheit dieser Gegend, ihrer Bewohner und ihrer Produkte hinlänglich erforscht

hatte, ging er wieder unter Segel und fuhr fort, längs der Küste hinzusteuern, noch immer voll von Hoffnung, die gesuchte Meerenge endlich aufzufinden. Auf dieser Fahrt gelangte er endlich zu einem Busen, der einen geräumigen und sichern Hafen bildete. Neben demselben hatten die Eingebornen eine ziemlich große Stadt angelegt, welche sehr bevölkert und rund umher mit wohlangebauten Ländereien umgeben war. Kolumbus nannte diesen Ort, des schönen Hafens wegen, Portobello.

Die Einwohner dieses Orts bezeigten sich ungemein friedlich und brachten feingesponnene Baumwolle nebst allerhand Lebensmitteln, die sie gegen Nägel, Nadeln, Schellen und andre dergleichen Kostbarkeiten gern vertauschten.

Von hier fuhr Kolumbus noch acht Meilen weiter nach derjenigen Gegend, in welcher jetzt die Stadt Nombre de Dios steht. Hier mußte er der stürmischen Witterung wegen einige Tage stillliegen, und er wandte diese Zeit dazu an, seine Schiffe auszubessern, welche nun schon sehr schadhaft geworden waren. Dann segelte er weiter; allein das schlechte Wetter nötigte ihn, bald von neuem in einen kleinen Hafen einzulaufen, den er die Zuflucht nannte.

Auch hier bezeigten die Eingebornen sich anfangs sehr freundschaftlich, aber das beleidigende Betragen einiger Matrosen reizte sie zu Feindseligkeiten. Voll Zuversicht auf ihre Menge, die immer größer wurde, schickten sie sich zu einem allgemeinen Angriff an, in welchem sie die Schiffe zu ersteigen drohten. Der Admiral versuchte wechselsweise Güte und Drohungen, um sie zu bewegen, von ihrem Vorhaben abzulassen; da aber beides fruchtlos blieb, ließ er eine Kanone abbrennen in der Hoffnung, daß der bloße Donner derselben sie zurückschrecken würde. Aber darin hatte er sich geirrt. Denn da die Wilden sahen, daß dieser Donner keinen Schaden that, so wurden sie nur noch trotziger, beantworteten den Schuß mit Jauchzen, schlugen mit ihren Stäben an die Bäume und gaben gegen das kraftlose Getöse des Geschützes ihre ganze Verachtung zu erkennen.

Da sah sich denn der Admiral genötigt, ihnen etwas deutlicher zu zeigen, was es mit diesem Getöse auf sich habe. Er ließ eine der großen Kanonen scharf laden und

nach einem Hügel richten, auf welchem eine Menge der Wilden sich versammelt hatte. Das Geschütz wurde abgebrannt, und die Kugel fuhr mitten durch die versammelten Wilden hin. Da sahen sie denn zu ihrem Schrecken, daß dieser Donner auch erschlagen konnte, und flohen bestürzt in die Wälder.

Diese Leute waren unter allen, die man bisher gesehen hatte, am schönsten gebildet. Sie waren schlank, hatten wohlgebaute Gliedmaßen und keine herabhängenden Bäuche, wie die übrigen Bewohner dieser Gegenden. In dem Hafen sah man eine Menge großer Alligators, die, wenn sie schlafen wollen, an die Küste zu gehen pflegen. Diese Tiere gaben einen so starken Bisamgeruch von sich, daß die ganze Luft davon erfüllt war, und ungeachtet sie sich furchtsam bezeigten, sobald sie angegriffen wurden, so versuchten sie doch zuweilen, einen Menschen zu erhaschen, um ihn aufzufressen.

Nunmehr fing Kolumbus an, seine Hoffnung, eine Straße zu finden, durch die man aus dem Atlantischen in das stille Weltmeer schiffen könnte, aufzugeben. Da nun auch zu gleicher Zeit die heftigsten Sturmwinde ihm entgegentobten, so beschloß er, wieder umzukehren und nach einer Gegend zu segeln, welche Veragua heißt und in der es nach dem einstimmigen Zeugnisse der Wilden die reichsten Goldgruben gab.

Ein heftiger Sturm, welcher einige Tage lang unaufhörlich wütete, und großer Mangel an Lebensmitteln vereinigten sich, um diese kurze Fahrt zu einer der beschwerlichsten und gefahrvollsten zu machen. Der ganze Vorrat von Speisen, der noch übrig war, nachdem die Leute nun schon acht Monate auf der See gewesen waren, bestand aus einigen dürftigen Resten von Schiffszwieback, der aber durch die heiße und feuchte Luft dieser Himmelsgegend so sehr verdorben war, daß er fast ungenießbar war. Er war nämlich so voll von Maden, daß er zu leben schien, und daß derjenige, der von demselben aß, mehr eine Sammlung von Ungeziefer, als Brot zu essen glaubte. Dennoch wurde diese unnatürliche Kost mit großer Gier verschlungen, nur daß die Leute, wenn sie davon genießen wollten, in einen finstern Winkel gingen, um nur nicht zu sehen, was sie in den Mund steckten.

Zu eben dieser Zeit sah man die Schiffe von einer großen Menge von Haifischen umgeben.

Des Kolumbus abergläubische Gefährten sahen die Erscheinung dieser Seeungeheuer als etwas an, welches ihnen Unglück bedeute. Aber trotz dieser abergläubischen Furcht und trotz des Ekels, welchen Europäer gegen das thranige Fleisch derselben empfinden, aßen diese ausgehungerten Leute mit großer Gier davon, weil es doch immer noch besser als ihr Madenbrot schmeckte.

## Siebzehntes Kapitel.

Kolumbus gibt die Hoffnung, eine Durchfahrt nach dem stillen Ozean zu entdecken, auf, kehrt um und gelangt nach Jamaika, wo er seine Schiffe in der äußersten Gefahr stranden läßt. Zwei Boote werden nach Haiti abgeschickt, um Hilfe zu holen.

Ehe Kolumbus nach dem goldreichen Veragua, wohin er jetzt unter Segel war, gelangen konnte, wurde er durch öftere Sturmwinde genötigt, sich bei verschiedenen andern Gegenden des Landes bald auf kurze, bald auf längere Zeit vor Anker zu legen, um die Stürme erst verbrausen zu lassen.

In einer dieser Gegenden fiel ihm ein ganz besonderer Anblick auf. Die Bewohner derselben wohnten nämlich nicht wie andre Menschen auf dem Erdboden, sondern sie hatten ihre Häuser über der Erde in der Luft, in den Aesten hoher Bäume erbaut.

So schien es in der That, als ob sie wie Vögel in der Luft wohnten. Sie wandten dieses Mittel, ihre Wohnungen anzulegen, an, um vor Ueberschwemmungen, vor wilden Tieren und ihren Feinden sicher zu sein. Auf Leitern gelangten sie in ihre Behausungen; diese Leitern zogen sie, sobald sie zuhause waren, nach sich, so daß jeder Zugang zu ihnen abgeschnitten war.

Endlich langte man glücklich bei Veragua an und hoffte auf reiche Beute. Man warf die Anker in der Mündung eines Flusses aus, dem der Admiral den Namen Belen gab. Nachdem man sich mit einigen der Eingebornen be-

kannt gemacht und von ihnen erfahren hatte, daß stromaufwärts in einer Entfernung von etlichen Tagereisen die Stadt ihres Fürsten liege, den sie Quibia nannten, so wurde beschlossen, in dem Flusse hinauf zu segeln. Dies geschah, und der Admiral schickte seinen Bruder Bartholomäus in den Booten voraus, um den indianischen Fürsten gebührend zu begrüßen. Dieser war von der Ankunft der Weißen benachrichtigt worden; er kam dem Bartholomäus entgegen, und beide begrüßten sich mit geziemender Freundlichkeit.

Am folgenden Tage besuchte der Indianerfürst den Admiral. Dieser nahm ihn seinem Stande gemäß auf und erwarb sich bald durch ein Geschenk von europäischem Tand die ganze Freundschaft desselben.

Bartholomäus hatte sich unterdes sorgfältig nach den Goldminen erkundigt und nahm mit seinen Begleitern den Weg dahin, wohin man sie gewiesen hatte. Als sie an Ort und Stelle angekommen waren, fanden sie bald einiges Gold, von Erde entblößt, an den Wurzeln starker Bäume liegen, und das war ihnen Beweis genug, daß in dem Boden selbst ein reicher Vorrat dieses Metalls verborgen liegen müsse. Nachdem sie diese herumliegenden Stückchen aufgelesen hatten, kehrten sie vergnügt zurück, um dem Admiral von dem glücklichsten Erfolge ihrer Untersuchung Nachricht zu bringen.

Dieser wurde dadurch in dem schon gefaßten Vorsatze, eine Pflanzstadt in dieser Gegend anzulegen, bestärkt, und gab sogleich Befehl zur Aufbauung der nötigen Häuser unweit der Mündung des Flusses Belen. Dieses Geschäft wurde eifrigst betrieben und in kurzer Zeit standen die Häuser da, gebaut aus Holz und mit Palmblättern bedeckt. Kolumbus wählte unter seiner Mannschaft 80 Mann zu Kolonisten aus, und zum Oberhaupt derselben bestimmte er seinen eigenen Bruder Bartholomäus. Er versorgte sie darauf mit allen Werkzeugen und Hilfsmitteln, deren sie zu einem gemächlichen und sicheren Leben nötig hatten. Besonders ließ er ihnen viele Fischergerätschaften zurück, weil das Wasser in dieser Gegend ungemein reich an wohlschmeckenden Fischen war. Unter andern gab es daselbst eine Art von Sardellen, welche die Wilden auf eine ganz

besondere Art zu fangen wußten. Es pflegen nämlich diese Fische, wenn sie von andern sich verfolgt sehen, aus dem Wasser auf das Trockene zu springen. Da legten nun die Indianer in die Mitte ihrer Kanoes eine Menge von Palmblättern, fuhren über den Fluß, indem sie mit den Rudern plätscherten, und die Fische, welche den mit Laub bedeckten Kahn für Land ansahen, sprangen mutig hinein und wurden gefangen.

Als man nun mit allen Einrichtungen fertig war und der Admiral schon im Begriff stand, seine Rückreise nach Spanien anzutreten, erfuhr er zu seiner Bestürzung, daß der König Quibia aus Eifersucht über den Anbau der Europäer in seinem Lande den Anschlag gefaßt habe, die Häuser der Kolonisten in Brand zu stecken. Er beratschlagte sich mit seinem Bruder über die Mittel, die sie zu ergreifen hätten, um diesem Unfalle vorzubeugen, und beide glaubten sich in die unumgängliche Notwendigkeit versetzt zu sehen, dem Angriffe zuvorzukommen und sich der Person des Fürsten selbst zu bemächtigen.

Bartholomäus übernahm die Ausführung dieses Planes. Von einer starken Mannschaft begleitet, marschierte er gerade auf die Stadt Veragua los, bei welcher des Fürsten Wohnung auf einem einsamen Hügel stand. Als er daselbst angekommen war, ließ Quibia ihn ersuchen, nicht bis zu seinem Hause zu kommen, weil er ihm entgegen gehen wollte. Bartholomäus nahm hierauf nur fünf Mann mit sich und befahl den übrigen, ihm in einiger Entfernung zu folgen, und, sobald sie einen Flintenschuß hören würden, herbei zu eilen, um das Haus zu besetzen, damit niemand entwischen könnte.

Jetzt näherte sich der Fürst, aber in dem Augenblick, als er seinen Gast empfangen wollte, sah er sich — zu einem Gefangenen desselben gemacht. Man gab hierauf das verabredete Signal, die herbeilaufenden Spanier umringten das Haus, und alle, welche in demselben waren, wurden ohne Widerstand zu Gefangenen gemacht.

Mit dieser übereilten That fing eine neue Reihe von Widerwärtigkeiten für Kolumbus an, welche bis an das Ende seines Lebens reichte.

Der gefangene Fürst sollte, an Händen und Füßen gebunden, nach den Schiffen gebracht werden. Das Boot fuhr ab. Es wurde Nacht, der Gefangene, der mit einem Stricke an das Boot festgebunden war, beklagte sich über heftige Schmerzen in den Händen, welche gar zu fest an das Holz angeschnürt waren, und sein Führer war mitleidig genug, ihn loszubinden, doch hielt er ihn am Stricke, und zwar noch immer gefesselt an Händen und Füßen. Dennoch fand der Fürst eine Gelegenheit, über Bord ins Wasser zu springen. Vergebens suchte man ihn wieder aufzufischen, seine Fertigkeit im Schwimmen und die Dunkelheit der Nacht entzogen ihn plötzlich den Blicken seiner Verfolger, und er entwischte glücklich.

Quibia machte sofort Anstalt, an seinen Unterdrückern blutige Rache zu nehmen. Er überfiel die Kolonie, ehe sie es vermutete, weil er mit seinen Truppen durch eine dicke Waldung herbeigeschlichen war, mit einem gräßlichen Geschrei und mit einem Hagel von brennenden Pfeilen, mit denen er die aus Palmblättern bestehenden Dächer der neugebauten Häuser in Brand zu stecken hoffte. Allein die Entfernung war zu groß, als daß er seine Absicht hätte erreichen können. Es erfolgte darauf ein hartnäckiges Gefecht, welches mit der Vertilgung der ganzen Pflanzstadt geendigt haben würde, wenn des Bartholomäus Mut und Unerschrockenheit sie nicht gerettet hätte. Dieser drang mit einigen wenigen Spaniern mitten in den Feind mit so unwiderstehlichem Nachdruck ein, daß sie zum Weichen gebracht wurden, nachdem von beiden Seiten verschiedene teils getötet teils verwundet waren. Unter den Verwundeten befand sich Bartholomäus selbst, den ein Pfeil gerade auf die Brust, wiewohl nicht tödlich, getroffen hatte.

Man hoffte den wilden König durch diesen Sieg von allen ferneren Feindseligkeiten hinlänglich abgeschreckt zu haben, allein man betrog sich. Dieser sann vielmehr, erbitterter als jemals, auf Rache, und ohne allen Zweifel würde die Kolonie zuletzt ein Opfer derselben geworden sein, wenn nicht die spanische Mannschaft, welche die Gefahr, in der sie schwebte, sah, sich einmütig erklärt hätte, daß sie lieber in dem zurückgelassenen, durchaus wurm=

stichigen und zerfallenen Schiffe sich den Wellen anvertrauen, als an einem Orte zurückbleiben wollte, wo sie alle Tage Gefahr lief, der grausamen Rache erbitterter Wilden aufgeopfert zu werden. Der Admiral, welcher hiervon benachrichtigt wurde, sah sich also genötigt, sie in einem Bote und in zusammengebundenen Kanoes abholen zu lassen und sie an Bord seines eigenen Schiffes zu nehmen.

Nunmehr war der einzige Wunsch des Admirals der, daß er mit seinen baufälligen Fahrzeugen nur Hispaniola möchte erreichen können, denn die ganze Rückreise bis nach Spanien mit ihnen zu vollenden, wurde für unmöglich gehalten. Aber alle Elemente schienen sich zum Untergange des großen Mannes verschworen zu haben. Die fürchterlichsten Orkane, noch fürchterlicher durch die in dieser Weltgegend gewöhnlichen erschrecklichen Donnerwetter, durchwühlten den Ozean bis auf den Grund und schleuderten die mürben Schiffe so wütend umher, daß die betäubte Mannschaft alle Besonnenheit verlor. Vergebens suchte Kolumbus diejenigen Vorkehrungen zu treffen, welche seine Erfahrung ihm an die Hand gab. Man hörte nicht, was er verordnete, und wenn man es hörte, so war man vor Betäubung, Schrecken und Abmattung unfähig, seine Befehle auszuführen. So ging also eines seiner Schiffe schon verloren, als er noch an der Küste des festen Landes war, und die beiden übrigen waren so leck geworden, daß die Kräfte der ganzen Mannschaft kaum zureichten, das unaufhörlich eindringende Wasser wieder auszupumpen.

In dieser schrecklichen Lage steuerte Kolumbus auf die Insel Cuba los in der Hoffnung, seine Schiffe daselbst notdürftig wieder ausbessern zu können. Allein auch diese Hoffnung wurde ihm abgeschnitten. Ein neuer entsetzlicher Sturm trieb ihn von der schon erreichten Küste dieser Insel mit unwiderstehlicher Gewalt wieder in See und warf die beiden zerbrechlichen Schiffe so unsanft gegeneinander, daß alle darauf befindlichen Menschen den letzten Augenblick ihres Lebens erreicht zu haben glaubten.

Aber es gefiel der göttlichen Vorsehung, Kolumbus' mühseliges Leben noch eine Zeitlang zu erhalten, um seine Tugend unter noch weit härteren Prüfungen zu üben.

Die Fugen der Schiffe widerstanden dem gewaltigen Stoße und da man mittlerweile die Küste von Jamaika erreicht hatte, so gelang es der Geschicklichkeit des Admirals, die Schiffe, eben als sie sinken wollten, auf den Strand laufen zu lassen. So rettete er also sein und seiner Gefährten Leben, indem er die Schiffe stranden ließ.

An eine Ausbesserung der Schiffe war nicht mehr zu denken, denn sie waren gänzlich zu Grunde gerichtet worden. Gleichwohl war es für die Absichten des Admirals ungemein wichtig, daß sie nicht zertrümmert würden, weil er es aus einer doppelten Ursache für besser hielt, mit seiner unglücklichen Mannschaft auf diesen Wraks zu wohnen, als sich auf der Küste niederzulassen. Denn erstlich waren sie hier vor allen Feindseligkeiten der Eingebornen sicherer, als am Lande, und zweitens konnte Kolumbus hierdurch besser verhüten, daß man diese Eingebornen, an deren Freundschaft ihm nun alles gelegen war, durch Ungerechtigkeiten und Räubereien zu Feindseligkeiten reizte. Er ließ also die gestrandeten Schiffe möglichst unterstützen, ließ auf den Verdecken Hütten erbauen und untersagte seinen Leuten ans Land zu gehen.

Bald darauf fanden sich viele der Eingebornen bei den Schiffen ein, und da man ihnen, auf Kolumbus' Verordnung, mit der größten Freundlichkeit begegnete, so bezeigten auch sie sich überaus zutraulich und freundschaftlich gegen die europäischen Fremdlinge und brachten allerhand Lebensmittel in Ueberfluß herbei, um sie gegen die bekannten Spielereien zu vertauschen, mit denen die Spanier zu handeln pflegten. Für ein Blättchen Rauschgold vertauschten sie mit Vergnügen zwei Gänse, für eine Glaskoralle eins ihrer Brote, die aus gekneteten und gerösteten Maniokwurzeln bestanden, für Schellen aber war ihnen das Allerkostbarste feil, was sie nur hatten.

Kolumbus ging unterdes mit seinen Freunden zu Rate, wie sie es anzufangen hätten, um von dieser Insel wieder erlöst zu werden. Nur ein Mittel bot sich ihnen dar, und zwar dieses, dem Statthalter von Hispaniola ihr Unglück zu melden und ihn zu bitten, daß er doch ein Schiff, sie abzuholen, schicken möchte. Aber nun entstand die Frage,

wie sie diese Nachricht hinschaffen wollten. Auch nicht ein einziges Boot war den armen Gestrandeten übrig geblieben und Hispaniola ist von Jamaika noch über dreißig Meilen weit entfernt. Da war also guter Rat sehr teuer.

Dennoch wurde er gefunden. Kolumbus hatte durch liebreiches und gerechtes Betragen den Eingebornen so viel Liebe eingeflößt, daß sie sich bereitwillig finden ließen, ihm einige ihrer Kanoes zu verkaufen. Das waren nun aber freilich ganz erbärmliche Fahrzeuge, die nicht einmal den Namen eines Kahnes verdienten, weil sie nur aus ausgehöhlten, unförmlichen und schlechtbearbeiteten Baumstämmen bestanden, mit denen man zur Not nur am Ufer hinrudern konnte. Der geringste Windstoß würde sie umwerfen, die kleinste Welle sie überschütten können.

Aber trotz der augenscheinlichen Lebensgefahr, welche unvermeidlich schien, wenn man eine so weite Seereise mit solchen armseligen Fahrzeugen unternehmen wollte, fanden sich unter des Kolumbus Gefährten zwei beherzte Männer, welche ihr Leben daran wagen wollten, um wo möglich den Admiral mit seiner unglücklichen Mannschaft zu retten. Mendez hieß der eine, Fiesko der andre, jener ein Spanier, dieser ein Genueser. Jeder von ihnen bestieg ein besonderes Kanoe, begleitet von sechs Spaniern und einigen Wilden, die das Rudern besorgen sollten; und man verabredete sich, daß, sobald sie bei Hispaniola glücklich angekommen sein würden, Fiesko wieder umkehren und den Admiral benachrichtigen sollte, indessen Mendez zu Lande nach St. Domingo ginge, um sich seines Auftrages bei dem Statthalter zu entledigen.

Sie schifften also ab, und die heißesten Segenswünsche der zurückbleibenden Spanier begleiteten sie. Nachdem sie aber schon zwei Tage und zwei Nächte unter unausstehlicher Hitze nach der ihnen vorgeschriebenen Richtung unaufhörlich fortgerudert hatten, fingen sie an zu besorgen, daß sie von der rechten Straße abgekommen und bei Hispaniola vorbei in das weite Weltmeer eingelaufen wären. Die Angst der Leute war groß, da sie ihren ganzen Wasservorrat schon erschöpft hatten und ihnen nun von Hitze, Durst und Entkräftung gleich entsetzlich zugesetzt wurde. Einige der Wilden sanken kraftlos von ihren Rudersitzen nieder und blieben

tot, die andern alle, welche in dem, was diesen Unglücklichen begegnete, ihr eigenes bevorstehendes Schicksal sahen, gerieten in Verzweiflung, wodurch ihre schreckliche Lage nur noch hoffnungsloser wurde. Die einzige Erquickung, deren sie sich erfreuen konnten, war, Seewasser in den Mund zu nehmen, um die Zunge abzukühlen.

In diesem erschrecklichen Zustande ging ihnen plötzlich ein Strahl von Hoffnung auf. Es war Nacht, und indem der Mond an dem äußersten Rande des Horizonts heraufstieg, bemerkten sie an dem Orte seines Aufganges eine Erhöhung, welche sie als einen Felsen erkannten. Dies ließ sie hoffen, daß sie in der Nähe einer Insel seien, und diese Hoffnung gab ihnen wieder Kraft, zu versuchen, ob sie diesen Zufluchtsort durch Rudern erreichen könnten. Es gelang ihnen, allein sie fanden nichts, als einen unfruchtbaren, durchaus nackten Felsen, auf dem sie weder Trank noch Speise antreffen konnten.

Dennoch sprangen sie aus den Kähnen und irrten auf der Felseninsel verzweiflungsvoll umher. Hier zeigte es sich abermals, wie sehr man unrecht hat, wenn man, auch bei der augenscheinlichsten Unmöglichkeit aller menschlichen Hilfe, an dem weit mächtigeren Beistande der allwaltenden, göttlichen Vorsehung verzweifelt, welche doch gerade da, wo unsre Not am größten ist, uns mit ihrer wunderbaren Hilfe am nächsten zu sein pflegt. In den Klüften dieser Felsen fand sich ein reicher Vorrat von Regenwasser, welches rein und kühl wie das Wasser einer Zisterne war. Zum Unglück aber vergaß man bei der erfreulichen Entdeckung dieses Schatzes die weise Regel der Mäßigkeit. Man stürzte gierig darüber her, trank und — trank zu viel. Einige der Leute mußten diese Unmäßigkeit mit ihrem Leben, die andern alle mit dem Verluste ihrer Gesundheit bezahlen. Jene fielen, nachdem sie übermäßig getrunken hatten, tot zur Erde nieder, diese trugen Fieber, Auszehrung oder Wassersucht davon. So wahr ist es, daß durch Unmäßigkeit auch die natürlichsten und gesundesten Nahrungsmittel in Gift für uns verwandelt werden, und daß der Unverstand der Menschen oft den besten Segen des Himmels in Fluch verkehrt.

Dem größten und dringendsten Bedürfnis unsrer armen Abenteurer war indes doch abgeholfen, nur daß noch immer die große Frage übrig blieb, was nun weiter aus ihnen werden sollte. Glücklicherweise fand man an dem Ufer dieser Felseninsel auch einige von der See ausgeworfene Fische, und da diese zu ihrer allseitigen Sättigung zureichten, so beschlossen beide Anführer, während der Hitze des Tages an diesem öden Orte auszuruhen und erst gegen Abend wieder abzufahren, um das Land ihrer Hoffnung aufzusuchen, ungewiß, ob sie es erreichen würden oder nicht.

Erst gegen Abend setzten die unglücklichen Menschen bei hellem Mondschein ihre Fahrt fort, ruderten die ganze Nacht hindurch und erreichten mit Anbruch des Tages zu ihrer unaussprechlichen Freude die westliche Küste von Hispaniola.

---

## Achtzehntes Kapitel.

Verschwörung gegen Kolumbus auf Jamaika. Kolumbus kehrt nach Spanien zurück und bemüht sich vergebens um Wiedereinsetzung in seine Aemter; er stirbt in Valladolid im Jahr 1506.

Die Gefährten des Kolumbus sahen Tag für Tag mit großer Sehnsucht nach der Gegend hin, von wo Fiesko mit der angenehmen Nachricht zurückkommen sollte, daß sein Begleiter auf Hispaniola glücklich gelandet sei. Allein Fiesko ließ sich nicht blicken.

Darüber geriet des Kolumbus Mannschaft in Verzweiflung. Es war den Leuten nur zu gewiß, daß die beiden Abgeordneten bei ihrem kühnen Unternehmen zu Grunde gegangen waren und daß alle Hoffnung ihrer möglichen Befreiung von dieser Insel auf immer verschwunden sei. Da entstand nun ein Heulen und Wehklagen, daß die Luft davon erzitterte. Aber dabei blieb es nicht. Nach dem gewöhnlichen traurigen Schicksale, welches Kolumbus nun schon so oft erfahren hatte, sah man auch diesmal ihn als die einzige Ursache des gemeinschaftlichen Elendes an und verwünschte die Stunde, in welcher man sich der Anführung eines so tollkühnen, zum Unglück bestimmten Aben-

teurers anvertraut hätte. Von diesen Klagen und Verwünschungen kam es endlich zur offenbaren Empörung. Man lärmte, schrie, fluchte und raste gegen des Kolumbus Leben, und die schwarze Stunde, in welcher dieser große Mann, der so viel tausend Gefahren glücklich entgangen war, als ein Opfer der blinden Wut seiner Untergebenen fallen sollte, schien nun da zu sein.

Er selbst lag gerade an einer schmerzhaften Gliederkrankheit zu Bette. Ein großer Teil seiner Mannschaft befand sich in ähnlichen Umständen. Die übrigen, welche noch auf den Füßen waren, hatten sich fast alle unter die Anführung der beiden Hauptempörer begeben, welche Porras hießen und Brüder waren.

Der älteste von diesen, ein gefühlloser Unmensch, trat vor das Bett des Admirals und fragte ihn mit trotziger Stimme, warum er nicht nach Spanien zurückkehren wolle. Kolumbus antwortete mit der ihm gewöhnlichen Gelassenheit, daß es ja nicht von ihm abhinge, dahin zurückzukehren, so sehr er es auch selbst wünschte. Sei jemand unter seinen Begleitern, der ein Mittel dazu anzugeben wisse, so solle der Rat desselben ihm höchst willkommen sein. — Aber so sanft und vernünftig diese Antwort nun auch war, so machte sie doch auf den unverschämten Porras nicht den mindesten Eindruck. Er antwortete vielmehr mit wilder trotzender Stimme, zum Plaudern wäre jetzt keine Zeit, er für seinen Teil wolle jetzt gleich unter Segel gehen. Darauf schrie er dem versammelten Schiffsvolke zu: „Wer unter euch mir zu folgen Lust hat, der trete herbei.“

Dies Wort war die Losung zum allgemeinen Aufstande auf dem Schiffe. Die meisten wandten sich augenblicklich auf die Seite des Verwegenen und schrieen, daß sie bereit seien, ihm zu folgen. Der arme gelähmte, von Gicht und Kummer geschwächte Admiral sprang bei diesen Worten aus seinem Bette, um die Empörer zu besänftigen, aber seine Bedienten, welche mit Recht besorgten, daß man ihn ermorden würde, hielten ihn zurück. Eben diese Gewalt thaten sie auch seinem Bruder Bartholomäus an, der, mit einer Pike in der Hand, mutig unter die Aufrührer rannte, um sie für ihre Treulosigkeit unter der Macht seines tapfern

Armes büßen zu lassen. Die Empörer bemächtigten sich unterdes zehn kleiner Fahrzeuge, welche der Admiral von den Wilden erhandelt hatte, und schifften sich ein. Dies brachte die übrigen, welche keinen Teil an der Verschwörung genommen hatten, in Verzweiflung, ihre Treue fing an zu wanken und die meisten sprangen endlich gleichfalls in die Nachen und baten, daß man sie mitnehmen möchte.

Mit dem tiefsten Kummer mußten Kolumbus und sein Bruder Bartholomäus und sein Sohn Ferdinand bei diesem abscheulichen Schauspiele müßige Zuschauer abgeben. So sahen sie, die bettlägerigen Kranken, sich von fast allen verlassen. Die wenigen treuen Bedienten ließ Kolumbus vor sein Bette kommen und hielt eine bewegliche Anrede an sie, indem er teils ihnen für den Beweis der Treue, den sie ihm jetzt gegeben, dankte, teils sie ermunterte, bei diesen pflichtmäßigen Gesinnungen zu verbleiben und ihre Augen voll Hoffnung eines baldigen Endes ihres Elendes auf den zu richten, der Treue und Redlichkeit hier und im zukünftigen Leben zu belohnen verheißen hat.

Die unempfindlichen Empörer ruderten unterdes mit frohlockendem Jauchzen der östlichen Spitze der Insel zu, um von da nach Hispaniola überzugehen. So oft sie auf dieser Fahrt ans Land gingen, beraubten und mißhandelten sie mutwillig die Eingebornen, wobei sie ihnen schändlicherweise den Rat gaben, sich deswegen an den zurückgebliebenen Admiral zu halten, der die einzige Ursache alles Unheils sei, welches man ihnen anzuthun sich genötigt sehe. Wenn dieser, setzten sie hinzu, ihnen keine Schadloshaltung schaffe, so hätten sie die Erlaubnis, ihn totzuschlagen; seine Absicht gehe doch nur dahin, sie elend zu machen; wenn sie also klug wären, müßten sie ihm zuvorzukommen suchen.

So erbitterten sie die Gemüter der Indianer gegen ihren verratenen Anführer. Dann zwangen sie einen aufgefangenen Trupp derselben, sich mit ihnen einzuschiffen, damit derselbe auf einer so weiten Reise das Geschäft des Ruderns verrichte.

Aber kaum waren sie vier Meilen weit gekommen, als ein entgegenwehender Wind sich aufmachte und das Meer dermaßen in Bewegung setzte, daß ihre kleinen und unförmlichen Fahrzeuge anfingen Wasser zu schöpfen. Um nun

dieselben zu erleichtern, wurden die Grausamen eins, daß sie die Indianer ermorden und über Bord werfen wollten. Man schritt zur Ausführung dieses unmenschlichen Anschlages. Schon war er an einigen der unglücklichen Schlachtopfer in Erfüllung gebracht, als die übrigen sich, voll von Verzweiflung, über Bord warfen und mit Mienen und Gebärden um Erbarmung flehend neben den Kähnen herschwammen. Aber — o der unerhörten Abscheulichkeit! — wenn sie entkräftet von Schwimmen sich einen Augenblick an den Kähnen halten wollten, um nur ein wenig auszuruhen, so hieben die europäischen Ungeheuer ihnen die Hände ab, daß sie zurücksinken und elend umkommen mußten. Auf diese barbarische, allen Glauben übersteigende Weise wurden nicht weniger als achtzehn derselben aufgeopfert, und es würde diesem schrecklichen Schicksale kein einziger entgangen sein, wenn nicht die Spanier an der Unmöglichkeit, weiter zu kommen, verzweifelt und die wenigen noch übrigen Indianer zum Zurückrudern nach Jamaika zu gebrauchen sich entschlossen hätten.

Kolumbus blieb auch diesmal sich selber gleich. Er ertrug sein großes Unglück mit seiner gewöhnlichen Standhaftigkeit, und ungeachtet er selbst krank war, sorgte er doch mit der Zärtlichkeit eines Vaters für die bestmögliche Pflege der bei ihm verbliebenen Kranken. Der Himmel segnete seine liebreiche Fürsorge, und in kurzer Zeit hatte der Greis das Vergnügen, sie alle wieder hergestellt zu sehen.

Aber nun hatte er mit einer neuen Not zu kämpfen. Die Indianer, welche ihn bisher mit Lebensmitteln versorgt hatten, fingen an zu besorgen, daß diese gefräßigen Fremdlinge sich auf immer bei ihnen niederlassen und ihnen ihre Landesprodukte verzehren möchten. Diese Besorgnis und die Mißhandlung, welche sie von den Aufrührern gelitten hatten, flößten ihren Herzen Furcht und Abscheu gegen die Europäer ein, und die Folge davon war, daß sie plötzlich aufhörten, Lebensmittel nach den gestrandeten Schiffen zu bringen.

Doch Kolumbus wußte auch diesmal ein Mittel, sich aus dieser schrecklichen Verlegenheit zu ziehen, welches er seiner Einsicht in die Sternkunde zu verdanken hatte. Er sah voraus, daß eine Mondfinsternis erfolgen würde und

benützte diesen Umstand, um den Wilden wieder Ehrerbietung und Gefälligkeit gegen sich einzuflößen.

Durch einen von Hispaniola mitgenommenen Wilden ließ er die Häupter der Eingebornen zusammenberufen mit dem Bedeuten, daß er ihnen etwas sehr Wichtiges zu sagen hätte. Sie erschienen, und nun ließ er ihnen durch seinen indianischen Dolmetscher folgendes erzählen:

Er und seine Gefährten wären Leute, welche den Gott kennten, der Himmel und Erde erschaffen hätte. Dieser Gott, welcher die Guten beschützte und die Bösen bestrafte, würde auch sie bestrafen, wenn sie sich ferner weigern wollten, den Verehrern desselben mit Lebensmitteln auszuhelfen. Zum Zeichen einer solchen ihnen bevorstehenden Strafe würden sie in der nächsten Nacht den Mond mit einem zornigen und blutigen Antlitze aufgehen sehen, und daraus möchten sie schließen, was ihnen selbst für Jammer bevorstände, wenn sie sich nicht wieder gastfreundschaftlich gegen ihre Gäste bezeigten.

Diese Prophezeiung wurde anfangs ziemlich allgemein verlacht. Aber da der Mond nunmehr wirklich verfinstert aufging und da die Verfinsterung immer mehr und mehr zunahm, da entstand eine allgemeine Bestürzung, und mit lautem Schreien und Heulen ersuchten sie den Admiral, für sie zu Gott zu bitten, daß er die ihnen bevorstehende Strafe abwende, indem sie heilig angelobten, daß sie ihm künftig gern mit allem, was für das Leben notwendig sei, aushelfen wollten.

Kolumbus versprach, ihr Verlangen zu erfüllen, und schloß sich in seine Kajütte ein bis auf den Augenblick, da er wußte, daß die Verfinsterung wieder abnehmen würde. Dann trat er wieder heraus und gebot den Wilden, nicht weiter bekümmert zu sein. Gott, sagte er, sähe mit Wohlgefallen, daß sie ihre Gesinnungen geändert hätten; er würde sie daher auch nicht strafen, und zum Beweise dieser Begnadigung würde der Mond sein zorniges Ansehen fahren lassen und bald wieder in seinem freundlichen Glanze vor ihnen dastehen.

Da nun diese abermalige Weissagung auch wirklich in Erfüllung ging, so priesen alle mit freudigem Erstaunen

den Gott der Christen und versorgten den wunderbaren Mann, der ihnen das alles vorausgesagt hatte, reichlich mit Lebensmitteln.

Acht lange, traurige Monate waren nun schon verstrichen, seitdem Mendez und Fiesko nach Hispaniola abgegangen waren, und noch immer hatte sich keiner von ihnen wieder blicken lassen. Man zweifelte also im geringsten nicht mehr, daß sie umgekommen wären, und des Kolumbus Gefährten gaben nunmehr alle Hoffnung auf die erwartete Hilfe gänzlich auf. Die Verzweiflung flößte ihnen den Anschlag ein, ihren unglücklichen Anführer gleichfalls zu verlassen und sich den übrigen Empörern beizugesellen, die noch immer auf der Insel herumschweiften und vom Raube lebten.

Aber gerade als diese Verzagten ihren Vorsatz ausführen wollten, ließ sich zu ihrer freudigen Bestürzung ein kleines europäisches Schiff sehen, welches unweit der Küste sich vor Anker legte. Es währte nicht lange, so kam der Anführer desselben in einem Boote zu dem Admiral und überreichte ihm von dem Statthalter auf Hispaniola ein Schreiben, begleitet von einem Fasse Wein nebst zwei Speckseiten. Kaum hatte er dieses abgeliefert, so sprang er wieder in den Kahn, ruderte zurück nach seinem Schiffe und segelte darauf wieder hin, wo er hergekommen war. Der Brief, den er gebracht hatte, enthielt weiter nichts, als einige leere Redensarten.

Ovando, der Statthalter von Hispaniola, wünschte nichts mehr, als daß Kolumbus in seinem Elende umkommen möchte, denn er besorgte, daß der Entdecker, wenn er wieder nach Spanien zurückkehren sollte, abermals darauf dringen würde, wieder in seine Rechte als Unterkönig von Westindien eingesetzt zu werden, und daß er selbst alsdann seine Statthalterschaft verlieren möchte. Er wünschte daher zu wissen, wie groß die Not des Mannes, den er so gern aus dem Wege geräumt wissen wollte, wohl eigentlich sei, und ob er seine schwarze Absicht auch erreichen würde, wenn er die Absendung des zur Befreiung desselben verlangten Schiffes noch eine Zeitlang zu verzögern suchte. Dies war, wie einige Geschichtschreiber versichern, die boshafte Ursache, aus der er den Abgeordneten schickte, und weshalb derselbe, sobald er des Kolumbus Lage beobachtet hatte, sich wieder

entfernen mußte. Andre geben eine unschuldigere Ursache an. Ovando, sagen sie, besorgte, daß Kolumbus die Strandung seiner Schiffe nur zum Vorwande brauche, um mit guter Manier nach Hispaniola zu kommen und sich alsdann mit Gewalt wieder in den Besitz der ihm abgenommenen Statthalterschaft zu setzen. Er habe daher bloß deswegen einen Kundschafter abgesandt, um zu erfahren, ob die Umstände des Admirals wirklich so wären, wie er sie ihm hatte beschreiben lassen.

Kolumbus sagte seinen Gefährten, daß das Schiff deswegen sogleich wieder unter Segel gegangen sei, weil es zu klein befunden sei, um sie alle nebst ihren Sachen aufzunehmen. Mendez und Fiesko seien glücklich auf Hispaniola angekommen, und sie hätten Befehl, ein größeres Schiff auf seine Rechnung zu kaufen, welches zu ihrer aller Befreiung nun bald erscheinen würde.

Wirklich hatte er nunmehr von dem Schicksale dieser beiden wackern Männer Nachricht erhalten.

Ungeachtet der brave Fiesko mit einem auf der Klippeninsel sich zugezogenen Fieber ans Land getreten war, wollte er doch, seiner Zusage getreu, sogleich wieder umkehren, um dem Admiral von dem glücklichen Ausgange der kühnen Unternehmung Nachricht zu bringen. Allein kein einziger seiner Gefährten war zu bewegen, diese so gefährliche Reise noch einmal zu machen. Weder Versprechungen, noch Drohungen wollten etwas bei ihnen fruchten, und er sah sich also wider Willen genötigt, mit nach St. Domingo zu gehen. Hier hatte er nun mit Mendez den Statthalter unaufhörlich gebeten, daß er ihnen zur Abholung ihres Anführers ein Schiff verkaufen möchte, allein der Statthalter hatte die Erfüllung ihres Verlangens unter allerlei nichtigen Entschuldigungen in die Länge zu ziehen gewußt.

Kolumbus hatte unterdes verschiedene fruchtlose Versuche gemacht, die herumstreifenden Rebellen wieder zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Diese beharrten aber nicht nur bei ihrer Empörung, sondern verlangten noch außerdem, daß der Admiral ihnen von den auf dem gestrandeten Schiffe befindlichen Kleidungsstücken und übrigen Sachen die Hälfte geben sollte. Wenn er dies zu thun sich weigerte, fügten

sie die Drohung hinzu, daß sie mit bewaffneter Hand erscheinen würden, um das Verlangte mit Gewalt zu nehmen; und da die abschlägige Antwort wirklich erfolgte, so hielten sie sich bereit, ihre Drohungen wahr zu machen.

Da Kolumbus selbst noch immer krank war, schickte er seinen Bruder Bartholomäus mit allen seinen bewaffneten Leuten ihnen entgegen. Dieser hatte den Auftrag, noch einmal die Güte zu versuchen und zu Feindseligkeiten nicht eher zu schreiten, bis er durch die Notwendigkeit der Selbstverteidigung dazu gezwungen werden würde. Bartholomäus befolgte diesen Auftrag gewissenhaft; aber als er mit den Aufrührern zusammenstieß und sie zum Frieden einlud, sahen sie diese Einladung als einen Beweis von Schwäche und Furchtsamkeit an und eröffneten den Kampf. Sechs unter ihnen hatten sich verschworen, dem Bartholomäus gerade auf den Leib zu gehen und nicht eher nachzulassen, als bis sie ihn fallen sehen würden. Allein Bartholomäus empfing sie mit großer Unerschrockenheit, und da er von seinem kleinen Anhange treulich unterstützt wurde, drang er mit so unwiderstehlicher Gewalt in die Empörer ein, daß er in kurzer Zeit einen vollkommenen Sieg über sie davontrug. Einige fielen unter seinem Schwerte, andre wurden zu Gefangenen gemacht, und der Ueberrest ergriff die Flucht. Unter den Gefangenen, welche in Ketten gelegt und nach dem Schiffe geführt wurden, befand sich der Anführer der Rebellen, Porras, den Bartholomäus mit eigener Faust ergriffen und entwaffnet hatte. Er selbst war mit einer Wunde an der Hand davongekommen.

Die Flüchtlinge schickten bald darauf zu dem Admiral und ließen um Gnade bitten, und der großmütige Mann, der weit geneigter zum Verzeihen als zur Rache war, erfüllte ihre Bitte augenblicklich. So wurden also Ordnung und Ruhe unverhofft wieder hergestellt; jeder kehrte zu seiner Pflicht zurück, jeder erhielt Verzeihung, und nur die frechen Häupter der Empörung blieben in Banden, um zu der wohlverdienten Strafe aufbewahrt zu werden.

Mendez und Fiesko hatten unterdes nicht aufgehört, den Statthalter von Hispaniola mit Vorstellungen zu bestürmen, daß es ihnen vergönnt sein möchte, ein Schiff zu

kaufen, um den Admiral mit seinen Leuten von Jamaika abzuholen. Lange hatte dieser sich geweigert, eine so billige Bitte zu erfüllen; da er aber endlich besorgte, daß er vom spanischen Hofe einst zur Verantwortung gezogen werden dürfte, wenn er fortführe, den Admiral hilflos zu lassen, so gab er zur Ankaufung des Schiffes seine Einwilligung. So wurde also die Not des Kolumbus glücklich beendet, und zwar zu einer Zeit, da er selbst es am wenigsten hoffte.

Das gekaufte Schiff erschien bei Jamaika, nachdem Kolumbus daselbst ein ganzes Jahr mit Not und Elend gekämpft hatte. Alle schifften sich freudig am 28. Juni 1504 ein, und man segelte darauf nach St. Domingo, wo man am 13. August ankam.

Hier wurde Kolumbus auf Befehl des Statthalters, der seine Tücke unter kriechenden Schmeicheleien zu verbergen suchte, mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen. Aber zu ebenderselben Zeit, als dieser Feige aus Furchtsamkeit demjenigen schmeichelte, dem er doch im Herzen abgeneigt war, konnte er sich nicht enthalten, seinen heimlichen Groll auf eine für Kolumbus kränkende Weise wirken zu lassen. Er setzte nämlich die Häupter der Empörung, welche der Admiral gefesselt nach Spanien führen wollte, um ihnen dort den Prozeß machen zu lassen, augenblicklich in Freiheit und drohte sogar denen, welche ihrem Anführer treu geblieben waren, daß ihr Verfahren untersucht werden sollte.

Kolumbus, der nun schon so manche Beleidigung unwürdiger Menschen mit Geduld ertragen hatte, fühlte sich stark genug, auch diese zu verschmerzen. Aber er eilte, so sehr er konnte, ein Land zu verlassen, welches er recht zu seinem eigenen Unglücke entdeckt zu haben schien, und ging daher, sobald man mit der Ausrüstung zweier Schiffe zustandegekommen war, am 12. September 1504 nach Spanien unter Segel.

Aber auch auf dieser letzten Reise erfuhr er dasselbe widrige Schicksal, welches nach dem unerforschlichen Rate der Vorsehung ihn seit dem ersten Anfange seiner großen Unternehmungen fast unaufhörlich begleitet hatte. Die heftigsten Stürme, welche sich bald nach seiner Abreise aufmachten, setzten das eine seiner Schiffe, das er selbst be-

stiegen hatte, in einen so erbärmlichen Zustand, daß er es wieder nach Hispaniola zurücksenden mußte. Das andre wurde bald darauf gleichfalls so entsetzlich zugerichtet, daß mehr als gewöhnliche Herzhaftigkeit dazu gehörte, eine so weite Reise mit demselben unternehmen zu wollen. Es hatte außer andern Beschädigungen sogar auch den Hauptmast und Vordermast verloren. Dennoch setzte Kolumbus getrosten Mutes seinen Lauf fort; er durchschnitt mit diesem halbzertrümmerten Fahrzeuge eine Strecke des Weltmeers von 700 Seemeilen und erreichte endlich, wiewohl mit genauer Not, den spanischen Hafen St. Lukar in Andalusien in den ersten Novembertagen des Jahres 1504.

Nur wenige Tage hatte Kolumbus in Spanien zugebracht, um sich von den Anstrengungen der Reise zu erholen, so erschreckte man ihn schon durch die Nachricht von der allertraurigsten Begebenheit, die in Ansehung seiner sich nur immer ereignen konnte. Seine Gönnerin, seine einzige Beschützerin, Isabella, war am 26. November 1504 gestorben. Auf diese hatte er alle seine Hoffnung gesetzt, um wegen der vielen Mißhandlungen, deren man sich gegen ihn schuldig gemacht hatte, endlich einmal Gerechtigkeit zu erhalten. Jetzt war sie dahin. Was konnte er von einem argwöhnischen, kleindenkenden König erwarten, der ihm von jeher abgeneigt gewesen war?

Nichtsdestoweniger verfügte er sich, sobald seine Gesundheit nur einigermaßen wiederhergestellt war, nach Hofe, um dem Könige von dem Erfolge seiner Reise und von allem, was ihm begegnet war, Bericht abzustatten. Allein er wurde kühl empfangen, seine gerechten Klagen über die vielfältigen Beleidigungen seiner Feinde wurden nicht angehört, und seiner billigen Forderung, daß man ihn wieder in seine Rechte einsetzen sollte, wußte man unter allerlei Entschuldigungen auszubeugen.

So mußte also dieser große und wohlverdiente Mann den Abend seines mühseligen und gemeinnützigen Lebens dem unwürdigen Geschäfte widmen, die Gerechtigkeit eines ungerechten Richters und die Gnade eines ohne Ursache ungnädigen Königs anzuflehen und immer vergebens anzuflehen, bis endlich der Himmel selbst seinen langen und bittern

Leiden ein Ende machte. Erschöpft von allen den Mühseligkeiten und Drangsalen, die er ausgestanden hatte, starb er endlich zu Valladolid am Himmelfahrtstage, am 20. Mai des Jahres 1506 mit den Worten: „In Deine Hände, Herr, empfehle ich meinen Geist.“

Sein Tod war seines Lebens würdig. Er starb mit der Ruhe des Geistes und mit der freudigen Gottesfurcht, die er sein ganzes Leben hindurch auch bei den schrecklichsten Auftritten jedesmal bewiesen hatte, und sein abgehärmter Geist schien sich mit Freuden loszuwinden, um zu dem zu eilen, vor dessen Richterstuhle auch die Könige erscheinen müssen.

Seine sterblichen Ueberreste wurden zuerst im Kloster des heiligen Franziskus zu Valladolid beigesetzt und sechs Jahre später nach dem Kartäuserkloster zu Sevilla gebracht, wo König Ferdinand dem Entdecker ein kostbares Denkmal errichten ließ.

Von diesem Orte wurde der Leichnam im Jahre 1536 nach der Insel St. Domingo als dem eigentlichen Schauplatze der Entdeckungen und bei der Abtretung dieser Insel an Frankreich im Jahre 1795 nach Cuba gebracht, wo die Asche in der Stiftskirche der dortigen Hauptstadt ruht. Neben dem Hochaltar dieses prachtvollen Gebäudes befindet sich in einer Mauervertiefung das Brustbild des Kolumbus und nahebei eine silberne Urne, welche alles enthält, was von dem berühmten Reisenden noch übrig ist.

Von Person war Kolumbus groß und wohlgebildet. Sein Ansehen und sein ganzes Wesen zeigte etwas Erhabenes. Er hatte ein längliches Gesicht, eine Habichtsnase, blaue, muntere Augen und eine weiße Gesichtsfarbe. In der Jugend waren seine Haare rötlich, aber bei seinen schweren Arbeiten und bei den unaufhörlichen Drangsalen, mit denen er zu kämpfen hatte, wurden sie frühzeitig weiß; denn sein Leben war ein beständiger Wechsel von Glück und Unglück, von Beschimpfungen und Lob, von den höchsten Ehrenbezeugungen und den tiefsten Erniedrigungen. Klein und schnell vorübereilend war die Zahl seiner vergnügten Stunden, aber selten verging ein Tag, da er nicht entweder heftige Leibesschmerzen oder verdrießliche Zufälle oder nagenden Verdruß ausstehen mußte.

Sonst war er von dauerhafter Leibesbeschaffenheit, von großer Stärke und Behendigkeit. Dabei hatte er ein

gefälliges und ungezwungenes Wesen an sich und bezeigte sich beständig gegen jedermann freundlich und bescheiden. Gegen Fremde war er höflich, gegen seine Bedienten leutselig, bei guten Freunden lustig, und — was ihn ganz vorzüglich auszeichnet — er blieb fast in jeder Lage seines Lebens auf eine bewundernswürdige Weise gelassen.

Aus den Begebenheiten seines Lebens erhellt, welche Großmut, welche erhabene Gesinnungen, welch einen durchdringenden Verstand, welch unerschrockenes Herz im Unglücke und welche weise Vorsicht er in seiner ganzen Aufführung bewiesen hat. An Mut und Standhaftigkeit in Gefahren und an Geduld zur Ueberwindung der allergrößten Schwierigkeiten hat es wenige gegeben, die ihm gleichkamen.

Ungeachtet er zwei Dritteile seines Lebens in sehr mäßigen Glücksumständen zugebracht hatte, so nahm er doch mit der Veränderung seines Standes zugleich ein überaus edles Wesen an, das ihm so natürlich zu sein schien, als ob er zum Befehlen geboren wäre. Er wußte eine wohlanständige Ernsthaftigkeit sehr gut anzunehmen; niemand hatte diejenige einnehmende und tiefeindringende Beredsamkeit, die einem Befehlshaber so nötig ist, mehr als er in seiner Gewalt. Er redete wenig, aber stets mit besonderer Anmut und mit großem Nachdrucke.

Er lebte mäßig, kleidete sich ohne Pracht, und so oft sich bei seinen Unternehmungen Mangel und Beschwerlichkeiten einstellten, that er freiwillig Verzicht auf jeden Vorzug, auf jeden Genuß und auf jede Bequemlichkeit, die nicht alle seine Gefährten mit ihm zugleich genießen konnten.

Mit großem Fleiße hatte er sich in seinen jungen Jahren auf die Wissenschaften gelegt, in denen er es den meisten seiner Zeit zuvorthat. Was ihn aber mehr als dies alles der Liebe und Nacheiferung würdig macht, ist seine stille, ungeheuchelte Gottesfurcht und seine strenge Rechtschaffenheit, von der er bei so mancher Gelegenheit die augenscheinlichsten Beweise gab. Er war zum Zorne geneigt, aber er bekämpfte diese Leidenschaft durch die Grundsätze seiner Religion und schwächte sie durch fortgesetzte Uebungen, so daß er selbst bei den gröbsten Beleidigungen seiner unwürdigen Widersacher bewundernswürdige Sanftmut äußern konnte.

Dies war der Mann, den seine Zeitgenossen so sehr verkannten, aber dessen Name von Mund zu Mund zur spätesten Nachwelt fliegen und immer Liebe und Bewunderung in den Herzen derer erwecken wird, welche Tugenden zu schätzen wissen.

---

## Neunzehntes Kapitel.

Ovando auf Hispaniola. Unterdrückung der Eingebornen. Schändliche Verräterei. Las Casas rät zum Ankauf der afrikanischen Neger für die schweren Bergwerksarbeiten auf Hispaniola.

Ovando war für die Kolonie der Spanier, die sich auf der Insel Hispaniola niedergelassen hatten, kein übler Regent. Er machte verschiedene weise Verordnungen, stellte Ruhe und Eintracht unter seinen Landsleuten ziemlich wieder her, bereicherte durch einen sorgfältigen Anbau der Bergwerke den König, seine Gefährten und sich selbst; und — was besonders wichtig für diese Insel und für Europa geworden ist — er führte zuerst den Anbau des Zuckerrohres in Westindien ein, zu dem er die Pflanzen aus den Kanarischen Inseln kommen ließ.

Durch diesen glücklichen Einfall hat er vielen Tausenden von Menschen einen bedeutenden Erwerbszweig geschaffen und ist vielen Tausenden von großem Nutzen gewesen, aber gegen die unglücklichen Eingebornen des Landes hat er sich wie ein Ungeheuer betragen, welches die Verabscheuung aller mitleidsfähigen Menschen verdient.

Nicht zufrieden damit, die ganze unschuldige Nation der rechtmäßigen Bewohner der Insel unterjocht und zu den beschwerlichsten Arbeiten und zu jährlichen Abgaben verurteilt zu haben, welche ihre Kräfte bei weitem überstiegen, sah er sie als eine Herde Vieh an, mit der er nach Gutdünken schalten und walten könnte. Um sich daher bei seinen habsüchtigen Gefährten auf eine gottlose Weise beliebt zu machen, schenkte er dem einen zwanzig, dem andern fünfzig, dem dritten hundert solcher unglücklichen Indianer, wie etwa bei uns ein reicher Herr seinem Verwalter so viel Schafe oder Schweine schenkt, und er gab ihnen dabei die Erlaubnis, diese

armen Geschöpfe zu gebrauchen, wie sie wollten, und mit ihnen umzugehen, wie es ihnen nur immer belieben würde.

Da wurde denn dies schwache, unschuldige und gutmütige Volk von seinem barbarischen Herrn auf eine so unmenschliche Weise behandelt, daß die meisten derselben auf die kläglichste Weise hinstarben und viele ihres traurigen Lebens so satt und müde waren, daß sie es aus gänzlicher Verzweiflung selbst zu endigen suchten. Als Kolumbus dieses Land entdeckte, wurde die Zahl der Eingebornen auf eine Million geschätzt, fünfzehn Jahre später konnte man nur noch sechzigtausend zählen, so daß in dieser kurzen Zeit durch die Unmenschlichkeit der Europäer nicht weniger als neunhundert und vierzigtausend Seelen aufgeopfert waren.

Noch war eine einzige weitläufige und fruchtbare Landschaft der Insel übrig, deren Einwohner zwar auch schon zinsbar gemacht waren, aber bisher doch noch das Glück hatten, von ihrer eigenen Königin beherrscht zu werden. Diese Königin hieß Anakoana, eine erklärte Freundin der Europäer, die auch den Tribut, den man ihr und ihrem Volke auferlegt hatte, willig und regelmäßig abtrug.

Unglücklicherweise hatten sich in dem Lande dieser Königin einige von Roldans ehemaligen Anhängern niedergelassen, Leute ohne Empfindung und Gewissen. Ungeachtet diese Nichtswürdigen von der Königin und ihrem Volke auf die liebreichste Weise aufgenommen und behandelt waren, so übten sie doch von Zeit zu Zeit die frechsten Gewaltthätigkeiten gegen diejenigen aus, die ihnen nichts als Liebe erwiesen. Die Königin sah sich also genötigt, ihrem Uebermut Einhalt zu thun, und das verdroß dieses liederliche Gesindel. Um sich also zu rächen, faßten sie den verruchten Anschlag, diese gastfreundlichen Menschen in das größte Unglück zu stürzen. In dieser abscheulichen Absicht gingen sie zum Statthalter Ovando nach St. Domingo und meldeten ihm, daß die Königin Anakoana mit aufrührerischen Gedanken umginge und sich der spanischen Botmäßigkeit nächstens zu entziehen gesonnen wäre. Sie rieten daher, ihr zuvorzukommen und sich sowohl ihrer Person als auch ihrer Güter und ihres ganzen Landes zu bemächtigen.

Ovando war zu klug, als daß er die schwarze Absicht

dieser lasterhaften Leute und die Richtigkeit ihrer Anklage nicht hätte einsehen sollen. Aber da seine eigenen gierigen Blicke auf die Güter und Ländereien der Königin Anakoana gerichtet waren, so stellte er sich schändlicherweise, als wenn er die Anklage für gegründet hielte, und beschloß so zu verfahren, als ob sie es wirklich wäre.

Aber die Macht dieser Königin war nichts weniger als verächtlich. Sie regierte über ein weitläufiges Gebiet, und man sagt, daß an dreihundert Kaziken ihre Vasallen waren.

Jeder dieser Vasallen war gezwungen, der Königin mit seinen Leuten beizustehen, so oft sie ihre Hilfe nötig hatte. Dies wußte Ovando; er scheute sich daher, einen offenbaren Krieg mit ihr anzufangen, weil seine eigene Macht durch den Einfluß der ungesunden Himmelsgegend gar sehr zusammengeschmolzen war; er beschloß also, seine Zuflucht zu einer himmelschreienden Verräterei zu nehmen.

In dieser Absicht ließ er der Königin melden, daß er sie mit einem ihrer Würde angemessenen Gefolge besuchen wolle, um das Freundschaftsbündnis, welches zwischen ihr und den Spaniern obwaltet, noch fester zu knüpfen; und so marschierte er mit dreihundert Mann Fußtruppen und siebzig Reitern nach dem Orte ihres Aufenthalts. Die von allem Argwohn entfernte Königin war erfreut über den Besuch von Leuten, denen sie recht herzlich ergeben war, und um ihre Gäste mit königlichen Ehrenbezeigungen zu empfangen, versammelte sie alle ihre Vasallen und ging dem Ovando mit einem sehr ansehnlichen Gefolge feierlich entgegen.

Jetzt erschien der Verräter. Anakoana bewillkommnete ihn nach dem Landesgebrauche mit Liedern und Tänzen und führte ihn darauf in ihre Residenz. Hier suchte sie mit der ihr eigenen Gutherzigkeit alle möglichen Mittel hervor, ihm und seinen Leuten den Aufenthalt bei ihr recht angenehm zu machen und stellte deswegen einige Tage lang allerlei Spiele und Lustbarkeiten an, die unter diesem Volke gebräuchlich waren.

Ovando schien außerordentlich vergnügt darüber zu sein und bat sich darauf die Erlaubnis aus, der Königin und ihrem Hofstaate nun auch einmal eine Ergötzlichkeit nach europäischer Weise machen zu dürfen. Sein Anerbieten

wurde mit Dank angenommen. Als nun am folgenden Tage der ganze Hofstaat und eine Menge neugieriger Indianer versammelt waren, entfernte sich Ovando, um, wie er sagte, die nötigen Veranstaltungen zu der bevorstehenden Lustbarkeit zu machen, die in einem Turniere bestehen sollte.

Bald darauf erschien er an der Spitze seiner Reiterei und der Infanterie, welche ihm folgte, und fing an, alle Zugänge zu dem Platze zu besetzen. Er selbst ritt mit seinem Gefolge in geschlossenen Gliedern bis an den Palast der Königin, der aus einem von vielen Säulen unterstützten Dache bestand, und die nichts Arges besorgenden Indianer konnten die Schönheit dieses kriegerischen Spiels nicht genug bewundern. Aber plötzlich legte Ovando die Hand auf sein Ordenskreuz, und dies war die verabredete Losung. In einem Augenblicke waren alle Schwerter entblößt; man warf sich wütend über die vor plötzlichem Schrecken außer sich gesetzten Indianer her, hieb eine Menge derselben nieder, ergriff die Königin und band die Kaziken an die den Palast unterstützenden Pfeiler. Dann befahl der Unmensch, dieses Gebäude in Brand zu stecken, und in kurzer Zeit waren alle die unglücklichen Schlachtopfer seiner Grausamkeit, die gebunden waren, von der Flamme verzehrt.

Wie ein unschuldiges und wehrloses Lamm zwischen den Klauen des Wolfes ist die Königin nun in den Händen ihrer Henker, die sie gefesselt nach St. Domingo schleppen, nicht um ihrer zu schonen, sondern nur um ihre Qual zu verlängern und der grausamen Ungerechtigkeit einen Anstrich von Gerechtigkeit zu geben. Man machte ihr nämlich erst ordentlich den Prozeß, und, ohne den geringsten Beweis eines begangenen Verbrechens, wurde sie auf das bloße Zeugnis ebenderselben Unmenschen, die sie so treulos behandelt hatten, verurteilt — öffentlich durch den Strang hingerichtet zu werden. Dieses abscheuliche Urteil wurde auch wirklich an ihr vollzogen.

Furcht, Entsetzen und Verzweiflung hatten sich nunmehr aller noch übrigen Indianer bemächtigt, und von dieser Zeit an wagte es keiner, sich dem unerträglichen Joche der Tyrannei, unter dem sie erlagen, entziehen zu wollen. So lange Isabella lebte, welche immer eine eifrige Beschützerin

dieses armen Volks gewesen war, wurden die unbarmherzigen Unterdrücker desselben noch einigermaßen im Zaume gehalten; nachdem aber diese gestorben war, sahen diese armen, verlassenen Geschöpfe sich der grausamen Willkür ihrer unmenschlichen Tyrannen gänzlich preisgegeben. Zwar warf sich ein rechtschaffener Geistlicher — Bartholomäus de las Casas war sein ehrwürdiger Name — zu ihrem Beschützer auf und hörte, so lange er lebte, nicht auf, bald in Spanien, bald in Westindien für die unglücklichen Menschen um Mitleid und Erbarmen zu flehen, aber was vermochte die Stimme eines einzigen Privatmannes gegen das vereinigte stärkere Geschrei der Unterdrücker dieses Volkes, welche seine besten Gründe durch Goldklumpen zu widerlegen wußten, die sie von Zeit zu Zeit nach Spanien sandten!

Die geringe Zahl der noch übrigen Indianer nahm nun von Tage zu Tage so sichtbar ab, daß sie den Bergwerksarbeiten nicht mehr gewachsen waren. Ovando schlug daher dem Könige vor, die Einwohner der Lukaischen Inseln nach Hispaniola zu versetzen, um sie dort, seinem Vorgeben nach, desto bequemer in der christlichen Religion zu unterrichten. Der König gab seine Einwilligung und Ovando sann nun abermals auf eine List, wie er das gutherzige Volk wohl am leichtesten in sein Garn treiben möchte, und er erfand eine, welche seines tückischen Herzens würdig war.

Man rüstete eiligst einige Schiffe aus und segelte hin nach den Lukaischen Eilanden. Hier predigten Ovandos Abgeordnete, die nun schon die Landessprache reden konnten, den leichtgläubigen Eingebornen folgende Lüge vor:

„Hört, liebe Leute, was für eine angenehme Nachricht wir euch bringen. Wir kommen geradeswegs aus dem Lande der Seligen, in dem sich alle eure verstorbenen Vorfahren befinden und ein Leben führen — ein so glückliches, daß es mit Worten sich gar nicht beschreiben läßt! Diese bitten euch, eiligst zu ihnen hinüberzufahren, damit ihr es ebenso gut habt, wie sie; und wenn ihr diese Einladung nicht etwa thörichterweise ausschlagen wollt, so sind wir bereit, euch mitzunehmen."

So sprachen die gewissenlosen Betrüger, und das einfältige Volk, welches von der schwarzen Verräterei, die man

ihm spielte, auch nicht die mindeste Ahnung hatte, sprang, ohne sich erst lange zu bedenken, haufenweise in die Schiffe, höchsterfreut, daß sie so unverhofft wieder mit ihren verstorbenen Lieben vereinigt werden sollten. Die Zahl der Elenden, welche auf diese Weise hintergangen wurden, belief sich auf mehr als vierzigtausend.

Kaum waren sie auf Hispaniola angekommen, als sie den ihnen gespielten Betrug mit Schrecken merkten. Ein Teil derselben starb vor Kummer und Verdruß, andre versuchten das Aeußerste, um sich aus den Klauen ihrer Tiger loszureißen. Unter andern wurden einige von einem spanischen Schiffe über 50 Meilen weit vom Lande auf offener See angetroffen, welche, auf einem bloßen Baumstamme sitzend, ihrer Heimat zuruderten. Ihr ganzer Vorrat von Lebensmitteln bestand aus verschiedenen Kalabassen*) voll süßen Wassers, welche sie an dem Baumstamme befestigt hatten. Sie waren nicht weit mehr von ihrer Insel entfernt; allein man fing sie auf, und zu ihrem unaussprechlichen Kummer mußten sie von neuem ihren Nacken unter das schwere Joch der Sklaverei beugen, dem sie mit Gefahr ihres Lebens zu entfliehen gesucht hatten. — Endlich als die List nicht mehr helfen wollte, brauchte man Gewalt, und so wurden diese sonst volkreichen Inseln in einigen Jahren dergestalt ausgeleert, daß keine einzige lebendige Seele mehr auf denselben zu finden war.

Las Casas versuchte alle möglichen Mittel, seine unglücklichen Schutzgenossen zu retten, aber vergebens. Endlich verblendete ihn selbst sein gutgemeinter Eifer dergestalt, daß er, um seine amerikanischen Freunde zu befreien, ein Mittel vorschlug, welches zu dem Untergang einer andern Menschengattung führen mußte. Er riet nämlich, daß man doch lieber an der afrikanischen Küste schwarze Menschen, die von

*) Kalabasse ist die Frucht eines indianischen Baums, welcher der Kalabassen- oder Affenbrotbaum genannt wird. Die Frucht gleicht einem sehr großen Kürbis; sie besteht aber aus einer harten Schale und aus einem etwas säuerlichen Fleische unter derselben, welches keinen unangenehmen Geschmack hat. Der Schale bedient man sich zu Trinkgefäßen.

stärkerer Leibesbeschaffenheit als die Amerikaner wären, einkaufen und von diesen die beschwerlichsten Bergwerksarbeiten verrichten lassen möchte. Dieser Rat fand Beifall, und von dieser Zeit an nahm der unmenschliche Sklavenhandel seinen Anfang, der Jahrhunderte hindurch jährlich vielen Tausenden von Negern ihre Freiheit, ihre ganze Glückseligkeit und selbst ihr Leben kostete. Dennoch blieben die armen Amerikaner, was sie waren, armselige, bis auf den Tod gequälte Sklaven.

---

## Zwanzigstes Kapitel.

Diego, des Kolumbus Sohn, wird in die ihm vom Vater überkommenen Rechte eingesetzt. Die Spanier dehnen sich im mittleren Amerika weiter aus und herrschen grausam.

Kolumbus' ältester Sohn — er hieß Diego — fuhr nach dem Tode seines großen Vaters fort, auf die Erfüllung desjenigen Kontrakts zu dringen, den der König eingegangen war, und verlangte nun vermöge dieses Kontrakts in die seiner Familie auf ewige Zeiten zugesagte Unterkönigsstelle in Westindien eingesetzt zu werden, allein vergebens. Ferdinand fuhr fort, ebenso argwöhnisch und ungerecht gegen den Sohn zu sein, wie er gegen den Vater gewesen war; alle Vorstellungen dagegen und alle Bitten um Gerechtigkeit blieben fruchtlos.

Endlich wagte es Diego, den König selbst bei demjenigen Gerichte zu verklagen, welches zur Untersuchung und Schlichtung aller amerikanischen Streithändel angesetzt worden war; und — zum ewigen Ruhme dieses Gerichtshofes sei es gesagt — die braven Richter hatten das Herz, wider ihren König und zum Besten der Nachkommen des Kolumbus den gerechten Ausspruch zu thun, daß man dem Diego halten müsse, was man dem Vater desselben versprochen hätte.

Indessen würde der König wahrscheinlicherweise sich auch an diesen richterlichen Ausspruch wenig gekehrt haben, wenn nicht Diego Mittel gefunden hätte, der Rechtmäßigkeit seiner Forderungen einen noch größeren Nachdruck zu

geben. Durch den Urteilsspruch des Gerichts zur höchsten Würde im spanischen Reiche erhoben, hielt er um die Tochter eines der vornehmsten Männer im Lande, um die Nichte eines Herzogs von Alba, zur Ehe an, und man trug kein Bedenken, sie ihm zu geben. Da bestürmte nun aber diese ganze mächtige Familie den König so unablässig und so nachdrücklich mit Vorstellungen zur Erfüllung des Richterspruchs, daß er endlich wohl nachgeben und dem Diego Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. Ovando wurde also zurückberufen, und die ganze Familie des Kolumbus, triumphierend über Neid und Ungerechtigkeit, schiffte sich ein, um nach Hispaniola zu gehen.

Begleitet also von seinem Bruder, von seinen Oheimen und von seiner Gemahlin segelte Diego mit königlicher Pracht nach Hispaniola ab und lebte daselbst in einem Glanze, welcher den Verdiensten, die sein Vater sich um Spanien erworben hatte, angemessen war. Eine Menge spanischer Standespersonen war ihm dahin gefolgt; die Kolonie erhielt dadurch in kurzer Zeit ein ganz andres Ansehen, und viele, noch jetzt blühende, ansehnliche Familien in dem spanischen Amerika stammen von Diegos damaligen Begleitern her.

Schon unter Ovandos Regierung hatte ein gewisser Johann Ponce sich die Erlaubnis erbeten, auf der schon von Kolumbus entdeckten Insel Portorico eine Kolonie anzulegen, und sein Gesuch war genehmigt worden. Er segelte also dahin, begleitet von vielen Abenteurern, welche die Hoffnung, Schätze zu erwerben, ihm zugesellte, denn man hatte in Erfahrung gebracht, daß auch diese Insel sehr reich an Gold sei.

Die Bewohner dieses Landes glichen an treuherziger Gutmütigkeit denen auf Hispaniola. Sie nahmen die weißen Besucher, die sie gleichfalls für himmlische Wesen hielten, freundlich auf, und einer ihrer Kaziken ließ sich sogleich nach der Gewohnheit der Indianer zum Merkmale einer ewigen Freundschaft nach dem Namen des Anführers der Spanier, Johann Ponce Agueynaba nennen. Aber die geehrten himmlischen Freunde nahmen auch hier gar bald ihre Maske ab und bezeigten sich so hart und unmenschlich, daß man Mühe hatte, sie nur als Menschen zu erkennen. Um indes völlig gewiß zu werden, ob sie wirklich sterblich wären, beschlossen

die Anführer dieses unglücklichen Volks, den Versuch mit möglichster Vorsicht erst an einem einzigen zu machen. Sie warteten in dieser Absicht auf eine Gelegenheit, und diese fand sich bald.

Ein junger Spanier, der ganz sicher auf der Insel herumschwärmte, kam zu der Hütte eines der Häupter des Volkes, um bei ihm zu übernachten. Man nahm ihn gütig auf und bewirtete ihn gastfreundlich. Am andern Morgen hatte sein Wirt einige Indianer bestellt, die ihn begleiten sollten, teils um ihm sein Bündel zu tragen, teils um ihm zu Wegweisern zu dienen. Diesen nun hatte man gesagt, was sie thun sollten.

Man kam an einen Fluß. Einer der Indianer erbot sich, den Spanier hinüberzuschaffen, und nahm ihn auf den Rücken; als er aber mitten in dem Flusse war, that er vorsätzlicher Weise einen Fall, sorgte dafür, daß der Spanier untertauchen mußte, und hielt ihn mit Hilfe seiner Gefährten so lange unter Wasser, bis kein Leben mehr in ihm zu spüren war. Dann trugen sie den entseelten Körper ans Ufer.

Allein das Vorurteil von der Unsterblichkeit der Spanier, welches diese Leute einmal gefaßt hatten, wirkte noch so stark, daß sie sich von dem wirklichen Tode des Erstickten noch nicht überzeugen konnten. Sie baten ihn also wegen des unglücklichen Zufalls, bei dem er so viel Wasser geschluckt habe, recht sehr um Vergebung und versicherten, daß sie unmöglich ihm eher hätten helfen können. Ungeachtet nun der Tote kein einziges Merkmal des Lebens mehr von sich gab, blieben sie doch drei Tage lang bei ihm und fuhren unaufhörlich fort, ihn um Verzeihung zu bitten, weil sie noch immer besorgten, daß er plötzlich wieder aufleben möchte. Endlich überzeugten sie sich durch den Geruch der Verwesung, daß er in der That tot sein müsse, und da eilten sie, dem Kaziken die frohe Nachricht zu bringen, daß die weißen Männer doch wirklich getötet werden könnten.

Mehr brauchte dieser nicht zu wissen. Er teilte die Entdeckung augenblicklich den übrigen Kaziken mit, und darauf wurde einmütig beschlossen, sich diese ungerechten Tyrannen mit Gewalt vom Halse zu schaffen. Aber was vermochte ein nacktes, unkriegerisches Volk gegen geübte Krieger, welche

Schwerter, Schießgewehre, Pferde und Hunde hatten? Zwar gelang es ihnen, bevor die Spanier ihr Vorhaben merkten, über hundert derselben, welche einzeln herumschwärmten, zu ermorden, aber dafür mußten sie auch bald mit dem gänzlichen Verluste ihrer Freiheit und ihrer ganzen Glückseligkeit büßen. Ponce brachte seine zerstreute Mannschaft, die größtenteils aus alten Kriegern bestand, zusammen, suchte die Indianer in allen ihren Schlupfwinkeln auf, schlug sie, wo er sie fand, und machte diejenigen, welche dem Schwerte entronnen waren, zu Sklaven. Da er während dieses kriegerischen Zuges durch die Insel eine neue Verstärkung an Mannschaft von Hispaniola erhielt, so gerieten die leichtgläubigen Wilden auf den unglücklichen Gedanken, daß die erschlagenen Spanier alle wieder auferstanden seien, daß es ihnen also doch nichts helfen würde, sich ferner gegen diejenigen zu wehren, welche nicht getötet werden könnten. Durch diesen Aberglauben entwaffnet, beugten sie zitternd ihren Nacken unter das schwere Joch der Knechtschaft, welches ihnen nunmehr ohne Schonung aufgelegt wurde.

Bei der Beschreibung dieses auf Portorico angestellten Blutbades können die Geschichtschreiber der damaligen Zeit nicht genug die Klugheit und Tapferkeit eines großen Hundes loben, den sie Bezerrillo nennen, und der ganz erstaunliche Thaten verrichtet haben soll. Er wußte, sagen sie, gleich zu unterscheiden, welche Indianer Freunde oder Feinde seiner Herren waren. Auch fürchtete man sich vor zehn Spaniern in dieses Hundes Gesellschaft mehr, als vor hundert andern. Ehe der Krieg ausbrach, gaben ihm die Indianer, damit er ihnen nichts zuleide thun möchte, ebensoviel Lebensmittel, Gold und leibeigene Sklaven, als sie jedem Spanier bewilligten, welches alles natürlicherweise sein Herr zu sich nahm. Von der außerordentlichen Klugheit dieses Tieres erzählt man unter andern folgende Anekdote: Als einige unmenschliche Spanier Lust bekamen, eine alte indianische Frau, welche ihnen mißfiel, zerfleischen zu lassen, schickten sie dieselbe mit einem Briefe fort, und sobald sie sich auf den Weg gemacht hatte, hetzten sie den Bezerrillo auf sie los. Grimmig rannte dieser ihr nach; allein das Mütterchen warf sich vor ihm auf die Knie, zeigte ihm den Brief und

sagte: „Ach, gnädiger Herr Hund! Ich bitte Ew. Gnaden, verschonen sie mich doch! Ich muß diesen Brief den Christen bestellen.“ Auf diese Worte wurde der Hund augenblicklich gut, er beroch sie, wedelte mit dem Schwanze und kehrte darauf, ohne ihr ein Leid anzuthun, wieder zu seinem Herrn zurück.

Nunmehr war also auch dieses Volkes Glückseligkeit dahin.

Die Entdeckungen und Eroberungen der Spanier gingen nun immer weiter. Das erste, was Diego zur Erweiterung seiner Herrschaft und der Besitzungen seines Königs vornahm, war, daß er eine Kolonie nach der von seinem Vater entdeckten Insel Kubagua sandte, um daselbst eine Perlenfischerei anzulegen.

Die Perlen wachsen in gewissen Muscheln und Austern, sowohl im Meer als auch in verschiedenen Flüssen, und müssen von dem Grunde des Wassers heraufgeholt werden. Einige meinen, daß sie ebenso aus einer gewissen Krankheit des Schalentiers entstehen, wie zuweilen in der Blase eines Menschen kleine Steine zu entstehen pflegen. Soviel ist gewiß, daß die Materie, aus der die Perlen gebildet werden, anfangs ein Saft ist, der aus dem Leibe des Schalentiers kommt und sich nach und nach abhärtet. Die Perlenfischer, die meist armselige Menschen sind, lassen sich in die Tiefe des Meers hinab, um die auf dem Grunde liegenden Perlenaustern aufzulesen.

Diego Kolumbus glaubte, daß diese Arbeit den im Schwimmen und Tauchen geübten Indianern leichter fallen würde als das Ausgraben des Goldes. Er schickte also eine Anzahl derselben mit den nötigen europäischen Aufsehern nach Kubagua, wo schon sein Vater das Meer sehr reich an Perlen gefunden hatte. Der Vorteil, der aus dieser Fischerei sowohl für den König als auch für den Statthalter entstand, war erstaunlich groß; aber die unglücklichen Indianer, welche zur Fischerei gebraucht wurden, gingen bei einer so ungesunden und gefährlichen Arbeit größtenteils zu Grunde; und die gänzliche Unfruchtbarkeit des Eilandes nötigte in kurzer Zeit die Kolonie, es wieder zu räumen und sich auf der in der Nähe liegenden Insel Margarita niederzulassen.

Um diese Zeit nahm Diego auch die Insel Jamaika in Besitz; es wurden Kolonieen auf derselben angelegt, und die Eingebornen sahen sich zu dem harten Schicksale verdammt, welches ihre indianischen Brüder auf Hispaniola und Portorico schon früher betroffen hatte.

Jetzt kam die Reihe an Cuba. Die Eroberung derselben trug Diego einem gewissen Velasquez auf, einem Manne, der schon zu Kolumbus' Lebzeiten sich bei verschiedenen Gelegenheiten rühmlichst hervorgethan hatte. Eine Menge von Leuten, die bei dieser Gelegenheit ihr Glück zu machen hoffte, gesellte sich ihm zu, und mit ihnen landete Velasquez auf der östlichen Spitze von Cuba.

Diese Gegend wurde damals von einem Kaziken namens Hatuei beherrscht, welcher der Knechtschaft auf Hispaniola entflohen war und sich hier niedergelassen hatte. Dieser, ein geschworener Feind der Unterdrücker seines Volkes, erwartete schon längst einen Besuch derselben und unterhielt daher beständige Kundschafter auf Hispaniola, um von dem Ausbruche der ihm drohenden Gefahr frühzeitig genug benachrichtigt zu werden. Jetzt wurde ihm gemeldet, daß das gefürchtete Unglück vor der Thür sei. Er berief seine Unterthanen und seine Bundesgenossen zusammen, entdeckte ihnen die Gefahr, von der sie alle bedroht würden und ermunterte sie, ihre Freiheit bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Alle gelobten einmütig, seinem Beispiele zu folgen.

„Wohl," versetzte darauf Hatuei, „aber eins ist noch not, ihr guten Leute, wenn unsre Bemühung, diese Tyrannen von uns abzuhalten, nicht fruchtlos sein soll. Wißt ihr, warum sie zu uns kommen? Um ihren Gott bei uns zu suchen. Ist es euch noch unbekannt, wer dieser ihr Gott ist? Seht ihn hier! Dies ist er!"

Indem er dieses sagte, zeigte er einen Korb voll Gold vor und versicherte, daß dies unnütze Metall wirklich der Gott sei, für den die Christen alles wagten, zu dessen Aufsuchung sie auch die Insel in Besitz zu nehmen wünschten. „Laßt uns eilen," sagte er, „diesem Götzen der Spanier ein Fest zu feiern, um uns seines Schutzes zu versichern!" Alsbald fing man an, nach indianischer Weise um den Korb

zu tanzen und zu singen. Diese Feierlichkeit wurde nach dem Landesgebrauche so lange fortgesetzt, bis spät in der Nacht die ganze Gesellschaft vor Müdigkeit und Trunkenheit nach und nach hinsank.

Am folgenden Tage versammelte Hatuei seine Indianer wieder und sagte, er habe bedacht, daß sie trotz der Ehre, die sie dem spanischen Götzen erwiesen hätten, doch nicht sicher sein würden, so lange derselbe noch auf ihrer Insel wäre. „Vergebens," rief er, „werdet ihr ihn zu verbergen suchen! Wenn ihr ihn auch verschlänget, so würden sie euch aufschneiden, um ihn in euern Eingeweiden zu suchen. Auf also, laßt uns ihn tief in den Abgrund des Meeres versenken, damit auf unsrer Insel nichts von ihm zu finden sei!" Dieser Rat wurde augenblicklich befolgt; jeder eilte, sein Gold herbeizuholen, und was man nur davon finden konnte, das wurde ins Meer geworfen.

Nichtsdestoweniger sahen sie bald darauf die spanischen Flaggen an ihrer Küste wehen. Hatuei rückte ihnen beherzt entgegen. Es kam zur Schlacht. Das Volk des unglücklichen indianischen Königs wurde nach einer kurzen Gegenwehr in die Flucht geschlagen, er selbst geriet in die Gefangenschaft und wurde zum abschreckenden Beispiel für alle übrigen Kaziken verurteilt — lebendig verbrannt zu werden.

Schon stand er auf einem Holzstoße, gebunden an einen Pfahl, als ein Franziskanermönch zu ihm trat, um ihm den Ort der Seligen nach dem Tode, den Himmel, zu schildern. „Gibt es," fragte der Kazike, „auch Spanier an diesem glückseligen Orte?" — „Allerdings," antwortete der Mönch; „aber nur gute." — „Der beste taugt nichts," versetzte Hatuei. „Ich mag nach keinem Orte gehen, wo ich befürchten muß, auch nur einen einzigen derselben anzutreffen!"

Dieses schreckliche Beispiel von Strenge jagte allen auf Cuba befindlichen Indianern einen solchen Schrecken ein, daß sie nicht weiter daran dachten, sich widersetzen zu wollen, sondern sich alle dem spanischen Joche gutwillig unterwarfen. So eroberten die Spanier in wenigen Tagen eine der größten und schönsten Inseln in der Welt, ohne einen Mann dabei einzubüßen.

Um eben diese Zeit wurden auch zu verschiedenen

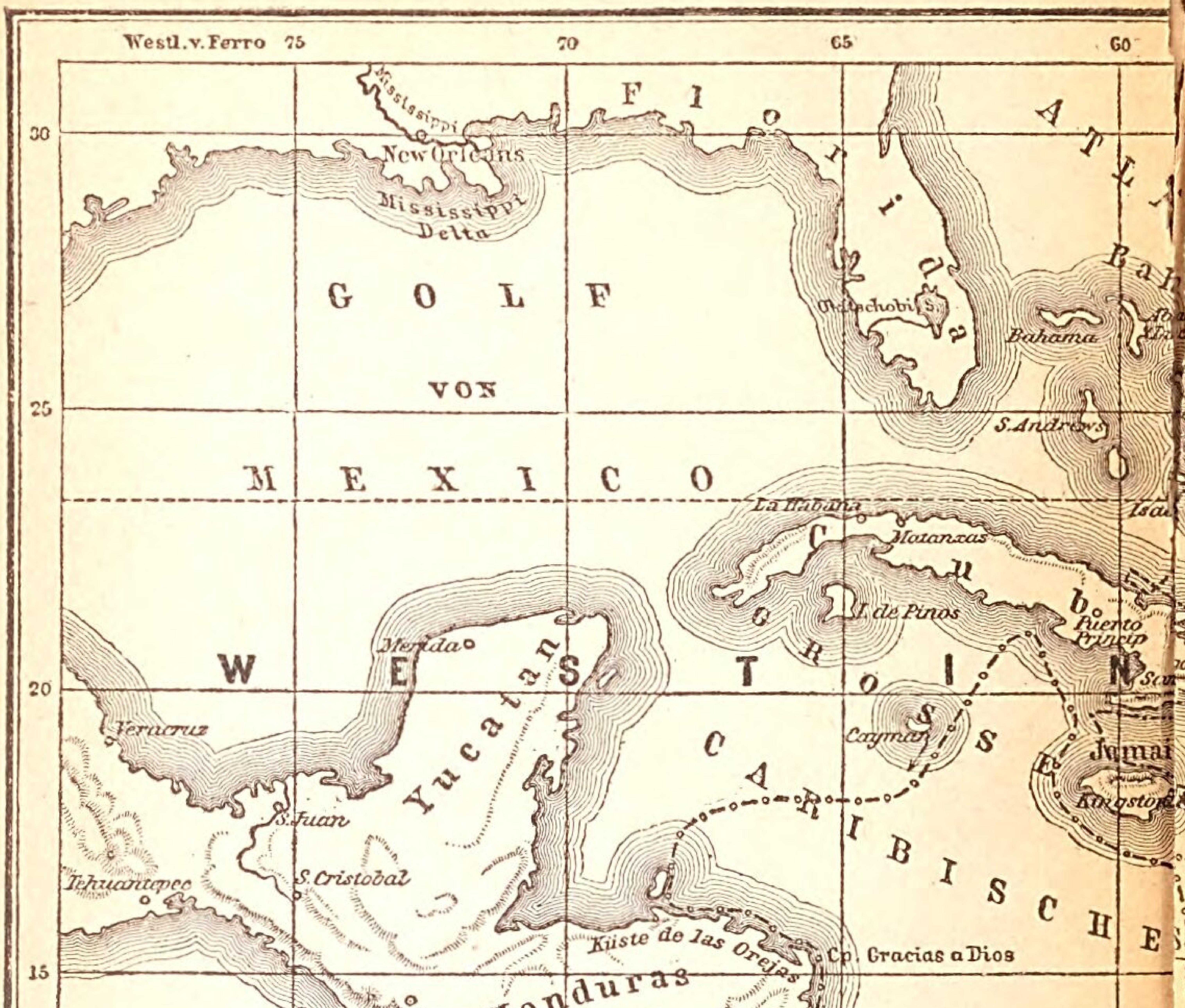
Malen Reisen nach dem von Kolumbus schon entdeckten festen Lande angestellt, und man fing schon damals an, auch auf diesem spanische Pflanzörter anzulegen und die Eingebornen zu unterjochen.

Ponce, der Besieger der Insel Portorico, hatte von verschiedenen Eingebornen ein von diesem einfältigen Volke geglaubtes Märchen gehört. Nach demselben sollte es irgendwo gegen Norden hin ein Eiland und auf demselben einen wunderthätigen Brunnen geben, dessen Wasser die besondere Kraft hätte, alle, die sich darin badeten, wieder jung und stark zu machen. So abgeschmackt dieses Märchen auch war, so erregte es doch die ganze Neugierde des leichtgläubigen Ponce, und er beschloß, diese wunderbare Quelle aufzusuchen.

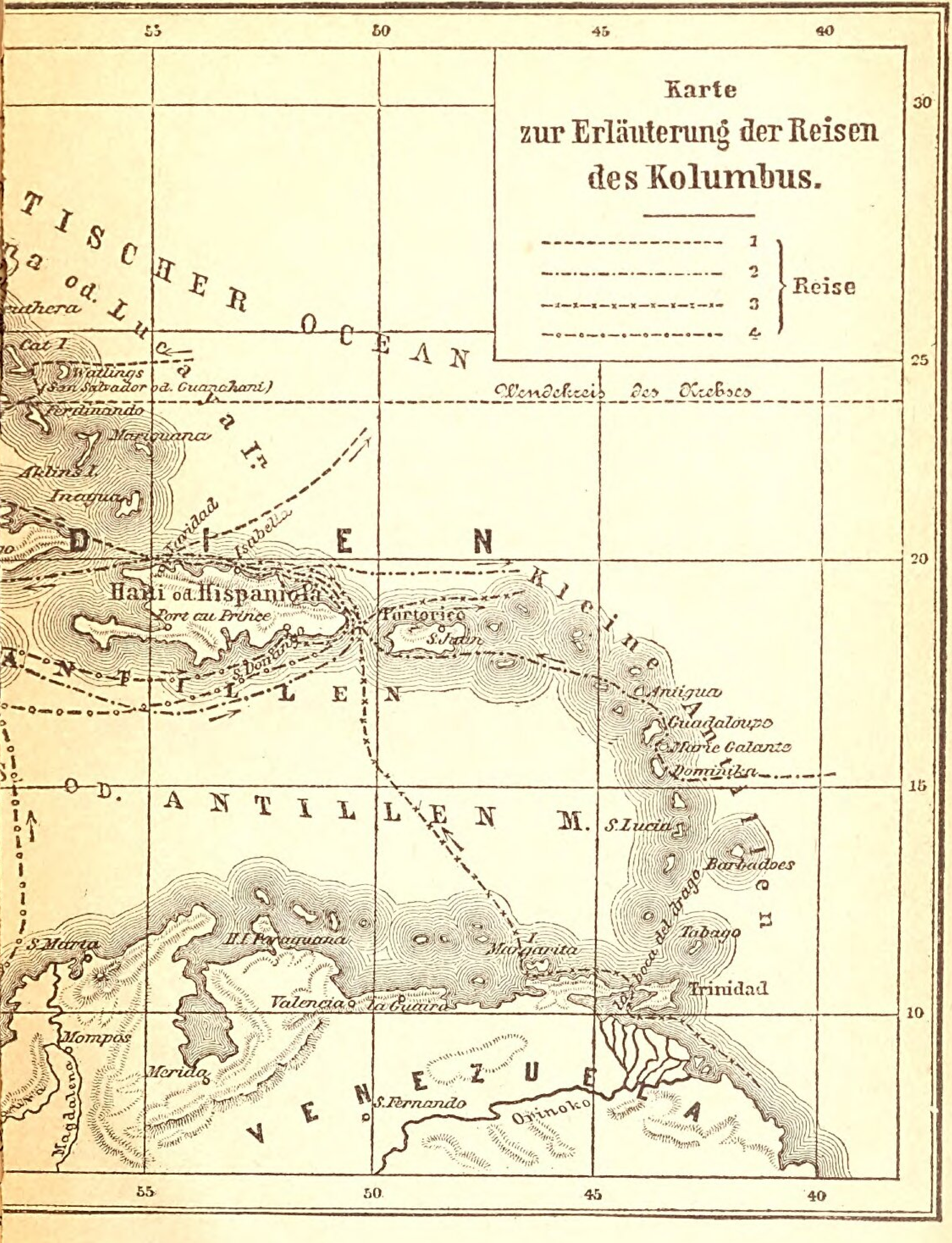
In dieser Absicht segelte er von Portorico ab, richtete seinen Lauf gegen Norden in die Gegend der Lukaischen Eilande, und nachdem er bis zum 26. Grade nördlicher Breite gekommen war und seinen Lauf von da an westwärts richtete, fand er zu seiner nicht geringen Freude ein großes, schönes Land, von dem wir jetzt wissen, daß es ein Teil von dem festen nördlichen Amerika ist und dem Ponce damals den Namen Florida gab, entweder weil es ein überaus blühendes Ansehen hatte, oder weil die Entdeckung gerade zu einer Zeit geschah, welche in Spanien Florida genannt wird, nämlich kurz vor Ostern am sogenannten Palmsonntage. So mußte also eine bloße närrische Grille die Veranlassung zu einer sehr wichtigen Entdeckung werden.

Alsbald wurde die Aufmerksamkeit der Spanier nach einer andern Weltgegend gerichtet, die ihnen bis dahin noch völlig unbekannt geblieben war. Man hatte Ursache, auch unter demjenigen Himmelsstriche, unter welchem das große und reiche Mexiko liegt, das Dasein eines Landes zu vermuten, aber noch hatte niemand versucht, es zu finden.

Der merkwürdige Mann, welcher dieses schöne Land den Europäern eröffnete, ist Ferdinand Kortes.



Westl. v. Ferro
75
70
65
60
30
25
20
15
10
Mississippi
New Orleans
Mississippi Delta
F l o r i d a
G O L F
VON
M E X I C O
Bahama
S. Andrews
La Habana
Matanzas
C u b a
I. de Pinos
Merida
Yucatan
Veracruz
S. Juan
Tehuantepec
S. Cristobal
Cayman
Küste de las Orejas
Cp. Gracias a Dios
Honduras
Guatemala
S. Salvador
Granada
S. Juan del Norte
Portobello
Veragua
Panama
G R O S S E R O C E A N


Karte
zur Erläuterung der Reisen
des Kolumbus.
1
2
3
4
Reise
ATLANTISCHER OCEAN
Wendekreis des Krebses
Watlings
(San Salvador od. Guanahani)
Cat I.
Ferdinando
Mariguana
Akins I.
Inagua
Natividad
Isabella
Haiti od. Hispaniola
Port au Prince
S. Domingo
Portorico
S. Juan
Kleine Antillen
Antigua
Guadaloupe
Marie Galante
Dominika
S. Lucia
Barbadoes
Tabago
Trinidad
Margarita
boca del drago
ANTILLEN
OD. ANTILLEN M.
S. Marta
H. I. Paraguana
Valencia
la Guaira
Mompos
Merida
Magdalena
S. Fernando
Orinoko
VENEZUELA
55
50
45
40
30
25
20
15
10

| | | Geheftet. | Gebunden. |
|---|---|---|---|
| | | ℳ ₰ | ℳ ₰ |
| Bd. 137/138: | Julie Dungern, Kl. Erzählungen a. d. Tierleben | — 40. | — 80. |
| „ 139: | J. Ludwig, Schloß Heimburg . . . . . . | — 20. | — 60. |
| „ 140/142: | Jacobs, Alwin und Theodor . . . . . . | — 60. | 1. — |
| „ 143/145: | Cooper, Marks Riff . . . . . . . . | — 60. | 1. — |
| „ 146/149: | Gustav Schwab, Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. I. . . . | — 80. | 1. 20. |
| „ 150/153: | — „ — „ „ II. . . . . | — 80. | 1. 20. |
| „ 154/157: | — „ — „ „ III. . . . | — 80. | 1. 20. |
| „ 158/159: | Werther, Kleine moralische Erzählungen . . | — 40. | — 80. |
| „ 160/162: | Plieninger, Jane Stricklands ausgewählte Erzählungen für die reifere Jugend . . . | — 60. | 1. — |
| „ 163: | C. Wolff, David Copperfield oder „Gott ist der Waisen Vater" . . . . . . . . . . . | — 20. | — 60. |
| „ 164/165: | Friedr. Jacobs, Die Feierabende in Mainau. Erzählungen, neu herausgegeben v. Dietr. Theden | — 40. | — 80. |
| „ 166: | T. S. Arthur, Erzählungen aus dem amerikanischen Leben . . . . . . . . . . | — 20. | — 60. |
| „ 167: | Helene Stökl, Die Seeschwalbe. Das Lappenmädchen. Im Thale der Tuareks. Erzählgn. | — 20. | — 60. |
| „ 168/169: | Friedrich Jacobs, Kleine Erzählungen des alten Pfarrers von Mainau. Neu herausgegeben von Dietrich Theden . . . . . . | — 40. | — 80. |
| „ 170/171: | Plieninger, Hilfe in der Not oder „Errettungen aus großen Lebensgefahren" . . . . . . | — 40. | — 80. |
| „ 172: | Hermine Proschko, Ein Mann ein Wort. Zu spät. Historische Erzählungen . . . . | — 20. | — 60. |
| „ 173: | Th. Messerer, Krieg und Frieden. Drei Erzählgn. | — 20. | — 60. |
| „ 174/175: | J. P. Hebel, Ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes. Für die Jugend, besonders auch für Schul- u. Ortsbibliotheken zusammengestellt von Dr. Gust. Plieninger | — 40. | — 80. |
| „ 176/177: | Jean Ingelow, Skizzen aus dem Mädchenleben. Für die deutsche Jugend bearbeitet v. Meta Greif | — 40. | — 80. |
| „ 178: | Knogler, Das Institutskind . . . . . . . | — 20. | — 60. |
| „ 179: | Richard Roth, Ein nordischer Held. Ein Bild aus der Geschichte . . . . . . . . . . | — 20. | — 60. |
| „ 180/181: | Christoph v. Schmid, Ausgew. Erzählungen: I. Die Ostereier. Der Weihnachtsabend | — 40. | — 80. |
| „ 182/183: | — „ — II. Rosa von Tannenburg . . . . | — 40. | — 80. |
| „ 184: | — „ — III. Heinr. v. Eichenfels. Das Täubchen | — 20. | — 60. |
| „ 185/186: | — „ — IV. Das Blumenkörbchen. Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen | — 40. | — 80. |
| „ 187/189: | Lossius, Gumal und Lina. Bearb. v. A. Willms | — 60. | 1. — |
| „ 190: | Saint Pierre, Paul und Virginie. Bearbeitet von A. H. Fogowitz . . . . . . . . . . | — 20. | — 60. |
| „ 191/192: | Werner Werther, Der Jugend Rätselschatz. 664 der schönsten Rätsel . . . . . . . . | — 40. | — 80. |
| „ 193/194: | K. A. Müller, Oberon der Elfenkönig oder „Ritter Hüons Abenteuer". F. d. Jugend erzählt | — 40. | — 80. |
| „ 195/197: | Jeremias Gotthelf, Der Knabe des Tell. Eine Geschichte für die Jugend . . . . . . . . | — 60. | 1. — |
| „ 198/199: | Beispiele des Guten. Zur Nacheiferung für die Jugend neu bearb. u. ausgew. von G. Plieninger | — 40. | — 80. |
| „ 200/201: | Franz Hoffmann, Fürchte Gott, thue recht und scheue niemand! . . . . . | — 40. | — 80. |
| „ 202/203: | — „ — Frisch gewagt ist halb gewonnen . | — 40. | — 80. |

| Bd. | Titel | Geheftet. M ₰ | Gebunden. M ₰ |
|---|---|---|---|
| Bd. 204/205: | Franz Hoffmann, Dem Gerechten wird Gutes vergolten . . . . . . . . . | — 40. | — 80. |
| „ 206/207: | — „ — Wen Gott lieb hat, den züchtiget er | — 40. | — 80. |
| „ 208/209: | — „ — Die Rache ist mein, ich will vergelten | — 40. | — 80. |
| „ 210/211: | — „ — Segen des Wohlthuns . . . . . | — 40. | — 80. |
| „ 212: | Luise Pichler, Die Brüder. Vaterländ. Schauspiel | — 20. | — 60. |
| „ 213/214: | Franz Hoffmann, Ein armer Knabe . . . | — 40. | — 80. |
| „ 215/216: | — „ — Nichts ist so fein gesponnen, der Herr bringt's an die Sonnen . . . | — 40. | — 80. |
| „ 217/218: | — „ — Kindesliebe . . . . . . . . . . | — 40. | — 80. |
| „ 219/220: | — „ — Des Herrn Wege sind wunderbar . | — 40. | — 80. |
| „ 221/222: | — „ — Der Mensch denkt und Gott lenkt . | — 40. | — 80. |
| „ 223/224: | — „ — Geschwisterliebe . . . . . . . | — 40. | — 80. |
| „ 225: | Marie Nathusius, Eine Dienstmägdegeschichte. Das Baregekleid | — 20. | — 60. |
| „ 226: | — „ — Der Bankerott. Der Wolkenbruch | — 20. | — 60. |
| „ 227: | — „ — Vater, Sohn und Enkel . . . | — 20. | — 60. |
| „ 228: | — „ — Martha, die Stiefmutter. Marie | — 20. | — 60. |
| „ 229/230: | — „ — Die Kammerjungfer . . . . | — 40. | — 80. |
| „ 231/233: | — „ — Die Geschichten von Christfried und Julchen . . . . . . | — 60. | 1. — |
| „ 234/236: | — „ — Die alte Jungfer . . . . . | — 60. | 1. — |
| „ 237/238: | — „ — Der Vormund . . . . . . . | — 40. | — 80. |
| „ 239/240: | — „ — Tagebuch eines armen Fräuleins | — 40. | — 80. |
| | (Bd. 225–240: Bearbeitet von Dr. Werner Werther) | | |
| „ 241: | Neumann-Strela, Lebensbild der Kais. Augusta | — 20. | — 60. |
| „ 242: | Marie Nathusius, Die Botenfrau. Die Sonntagsschule. Lorenz, der Freigemeindler | — 20. | — 60. |
| „ 243: | — „ — Wo wächst der Glücksbaum? Die Kassette . . . . . . . . | — 20. | — 60. |
| „ 244/246: | — „ — Langenstein und Boblingen . . | — 60. | 1. — |
| „ 247: | — „ — Der kleine Regimentstrompeter. Der Turmwart v. Weißlingen. Balster Meier bei d. Franzosen | — 20. | — 60. |
| „ 248/249: | — „ — Joachim von Kamern . . . . | — 40. | — 80. |
| „ 250: | — „ — Die beiden Pfarrhäuser. Ringet danach, daß ihr stille seid. Das Rektorat | — 20. | — 60. |
| „ 251: | — „ — Tante Sofie. David Blume. Die beiden Tannenbäume. Jungfer Lottchen | — 20. | — 60. |
| „ 252/253: | — „ — Rückerinnerungen a. einem Mädchenleben . . . . . . . . | — 40. | — 80. |
| „ 254: | — „ — Die dumme Anne. Christian der Vogelsteller. Die Gebirgsreise. Drei Erzählgn. f. d. reifere Jugend | — 20. | — 60. |
| | (Bd. 242–254: Bearbeitet von Dr. Werner Werther) | | |
| „ 255/256: | G. H. v. Schubert, Erzählungen. 1. Sammlung. Bearbeitet von B. Schlegel . . . . . . | — 40. | — 80. |
| „ 257/259: | — „ — Der neue Robinson oder „Die Schicksale Philipp Ashtons unter Seeräubern". Bearbeitet von B. Schlegel . | — 60. | 1. — |
| „ 260/262: | O. M. Seidel, Reimschatz I: Mutter und Kind in deutschen Liedern und Reimen . . | — 60. | 1. — |
| „ 263/265: | — „ — Reimschatz II: Spiel und Scherz. Deutsche Spiel- und Neckreime . . | — 60. | 1. — |
| „ 266/267: | Aurelie, Kindermärchen . . . . . . . . | — 40. | — 80. |
| „ 268/271: | — „ — Jugendmärchen . . . . . . . | — 80. | 1. 20. |
| „ 272/273: | H. C. Andersen, Märchen. 2. Sammlung. Uebersetzt von Jos. Cal. Poestion . . . . . . | — 40. | — 80. |

| Bd. | Titel | Geheftet. M. Pf. | Gebunden. M. Pf. |
|---|---|---|---|
| Bd. 274/275: | **Mayne Reid, Die Skalpjäger.** Von A. H. Fogowitz | — 40. | — 80. |
| „ 276/278: | **O. Glaubrecht, Das Heidehaus.** Bearbeitet von Dr. Werner Werther . . . . . . . . | — 60. | 1. — |
| „ 279/281: | **Dr. K. Burmann, Deutsches Götterbuch** . . | — 60. | 1. — |
| „ 282/285: | **Mayne Reid, Am Lagerfeuer** oder „Die Büffeljäger“. Bearbeitet von Max Barack . . . | — 80. | 1. 20. |
| „ 286/287: | **Robert Reinick, Märchen.** Von Dietr. Theden | — 40. | — 80. |
| „ 288/291: | **O. M. Seidel,** Reimschatz III: **Buntes aus dem Leben.** Der Verkehr des Kindes mit der Welt | — 80. | 1. 20. |
| „ 292/294: | **Gustave Aimard, Antinahuel, der Großtoqui der Araukaner.** Bearbeitet von A. H. Fogowitz | — 60. | 1. — |
| „ 295: | **Krummacher u. Herder, Parabeln.** Der Jugend dargeboten von Dr. Werner Werther . . . | — 20. | — 60. |
| „ 296: | **O. Glaubrecht, Anna, die Blutegelhändlerin.** Ein Gottesgericht. Für die reifere Jugend bearbeitet von Dr. Werner Werther . . . | — 20. | — 60. |
| „ 297/298: | **Wilhelm Hey, Fabeln und Gedichte nebst 55 Sprüchen.** Neu herausgeg. v. Dietr. Theden | — 40. | — 80. |
| „ 299/301: | **Gustave Aimard, Der Fährtensucher.** Bearbeitet von A. H. Fogowitz . . . . . . . . . | — 60. | 1. — |
| „ 302/304: | **Mayne Reid, Die Heimat in der Wüste.** Bearbeitet von Richard Roth . . . . . . . . | — 60. | 1. — |
| „ 305/307: | **Charles Sealsfield, Tokeah.** Bearb. v. Gust. Höcker | — 60. | 1. — |
| „ 308/311: | **J. F. Cooper, Kapitän Spike.** Bearb. v. M. Barack | — 80. | 1. 20. |
| „ 312/315: | **Balladenschatz.** Zusammengest. v. A. H. Fogowitz | — 80. | 1. 20. |
| „ 316/319: | **Marryat, Percival Keene.** Bearb. v. L. Barack | — 80. | 1. 20. |
| „ 320/321: | **O. Glaubrecht, Der Zigeuner.** Für die reifere Jugend bearbeitet von Dr. Werner Werther . | — 40. | — 80. |
| „ 322: | **Alexander Selkirk, der ältere Robinson.** Für die deutsche Jugend bearb. von R. Niedergesäß | — 20. | — 60. |
| „ 323/325: | **Gustave Aimard, Indianer, Freischärler und Goldgräber.** Bearbeitet von A. H. Fogowitz | — 60. | 1. — |
| „ 326: | **Christoph v. Schmid, Ausgewählte Erzählungen.** V. Kurze Erzählungen. Eine Ausw. der schönsten für die Jugend ges. von Dr. Werner Werther . | — 20. | — 60. |
| „ 327/328: | **Robert Reinick, Lieder und Erzählungen.** Neu herausgegeben von Dietrich Theden . . . . | — 40. | — 80. |
| „ 329/330: | **G. H. v. Schubert, Erzählungen.** 2. Sammlung. Ausgewählt und bearbeitet von B. Schlegel . | — 40. | — 80. |
| „ 331/332: | **Godin, A., Märchen.** Von einer Mutter erdacht. | — 40. | — 80. |
| „ 333/335: | **Cooper, Der Bienenjäger.** Bearb. v. Gust. Höcker. | — 60. | 1. — |
| „ 336: | **Hoffmann, Franz, Lebensbilder** . . . . . | — 20. | — 60. |
| „ 337: | **G. H. v. Schubert, Erzählungen.** 3. Sammlung. Ausgewählt und bearbeitet von B. Schlegel . | — 20. | — 60. |
| „ 338/340: | **O. Glaubrecht, Der Kalendermann v. Veitsberg** | — 60. | 1. — |
| „ 341/342: | **Godin, A., Märchen-Reigen** . . . . . . | — 40. | — 80. |
| „ 343/344: | **J. F. Cooper, Das Blockhaus.** Bearb. v. G. Höcker | — 40. | — 80. |
| „ 345/348: | **Marryat, Seekadett Leichtfuß.** Von H. Ferschke | — 80. | 1. 20. |
| „ 349/350: | **Reineke Fuchs.** Nach W. v. Goethes Dichtung der Jugend erzählt von A. Stein . . . . | — 40. | — 80. |
| „ 351/353: | **Hauff, Lichtenstein.** Bearb. von A. H. Fogowitz | — 60. | 1. — |
| „ 354/356: | **Richardson, Wacousta.** Brb. v. A. H. v. Rothenstein | — 60. | 1. — |

Zahlreiche weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

**Jeder Band enthält mehrere Abbildungen in Holzschnitt. — Die hier angeführten Bücher sind einzeln, geheftet oder gebunden, zu den beigesetzten Preisen zu beziehen. — Vorrätig in den meisten Buchhandlungen.**

Campe, Joachim Heinrich,

Die Entdeckung von Amerika der Jugend erzählt von Joachim Heinrich Campe

Bd.: 1 = 111/112

Stuttgart 1879